

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Nicolaus Ludwig Zinzendorf

Bruder unter Brüdern

Carl Heinz Kurz

BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

Nicolaus Ludwig Zinzendorf

Bruder unter Brüdern

Von
Carl Heinz Kurz

2. Auflage
(6.-9. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 84/85 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALT

Vorwort zur 2. Auflage	3
Erloschenes Siegel	5
Der Waise zu Hennersdorf	9
An der Saale und Elbe	13
Das italienische Bild	22
Die sieben mageren Jahre	27
Gottes unbegreifliche Gnade	29
Unter dem Kreuz	34
Der Brüderbischof von Herrnhut	42
Im hessischen Exil	44
Die Dörfer des Herrn	52
Abschied zur großen Reise	57
Die Herrnhuter Losungen	63
Eine kleine Auswahl Zinzendorfscher Lieder	67
Aus Zinzendorfs Reden	72
Literatur	79

© 1966 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Vorwort zur 2. Auflage

„Am 26. Mai 1700, Mittwoch abends gegen 6 Uhr, hat der allmächtige Gott mich in Dresden mit meinem Sohne Nicolaus Ludwig in Gnaden beschenkt, welcher aber nach 6 Wochen zur vaterlosen Waise geworden, da mein herzlichster Gemahl, dessen Herr Vater, der selige Graf von Zinzendorf, mir von der Seite gerissen worden. — Der Vater der Barmherzigkeit regiere dieses Kindes Herz, daß es in den Wegen der Tugend aufrichtig einhergehe. Er lasse kein Unrecht über ihn herrschen und seinen Gang gewiß sein in seinem Wort: so wird es ihm an keinem Guten hier zeitlich und dort ewiglich fehlen, sondern er wird in der Tat erfahren, daß der König aller Könige und der Herr aller Herren von sich sagte: Ich bin der Waisen Vater.“

So steht es in der Zinzendorfschen Hausbibel. Es hat später — das sei hier schon vermerkt — der Sohn, dessen Geburt oben angezeigt wird, zu diesem mütterlichen Segenswunsch die beiden lateinischen Worte an den Rand der Heiligen Schrift gezeichnet: FACTUM EST! Daß es tatsächlich so geschehen ist, versucht unser Lebensbild zu zeigen. Möge es dazu beitragen, daß die erkaltete Liebe unserer Herzen weicht und daß die wahrhaftigen Quellen allen Lebens und Dienens wieder bewußt gemacht werden: Glaube, Hoffnung, Liebe!

In der Not unserer Tage bedürfen wir der Zuversicht und des Gottvertrauens mehr denn je. Vielen Menschen wird Zinzendorf ein Wegweiser sein können zu den Quellen eines gesegneten Lebens.

Möge auch die nun hier vorliegende zweite Auflage meines Zinzendorf-Büchleins ihren Weg gehen und neuen

Lesern das Lebenswerk eines schlichten Gotteszeugen vor
Augen und zu Herzen führen; mögen diese Zeilen aber
auch Nacheiferung wecken zu gleichem Glauben, der in der
Liebe tätig ist!

Rauschenwasser über Göttingen
Pappelhof

Januar 1966

Carl Heinz Kurz

Erloschenes Siegel

Ein kalter Novemberwind wehte durch die Grachten der Altstadt von Amsterdam. In einem der engen backsteinernen Häuser unweit des Hafens hockte ein ehrwürdiger Greis auf einem schmalen Armstuhl. Seine Augen schauten in das allmählich verlöschende Feuer des Kamins. Vor ihm, auf den leicht zitternden Knien, lag ein schlichtes Heft. Auf ihm standen, in zierlichen Buchstaben geschrieben, einige Worte, die schwer lesbar waren: „Testament der sterbenden Mutter Brüderunität“. Als die Glut nur noch matt schimmerte, erhob sich der alte Mann, tastete sich zu einem nahen Tisch hinüber, griff zur Feder und schrieb mit schmerzender Hand wenige kurze Silben auf die letzte Seite des kleinen Bandes. Dann umrahmte er das „Amen“ auf derselben Seite und blätterte nun nach vorn, bis er die Sätze fand, die ihn soeben stark bewegt hatten. Mit sichtbarer Not unterstrich er sie: „Unter diesen Veränderungen ist auch die Zeit meines Untergangs gekommen, da ich um meiner Sünden willen in des Herrn Zucht gekommen bin und verdrängt wurde aus meinem Volk, meinem Vaterland und meiner Sprache, unter Fremde vertrieben, auch von meinen Nachbarn verlassen; so daß ich, der ich zu meiner Zeit gedient habe dem Willen des Herrn, nun entschlafen werde . . .“ Dann tat der Greis die Feder weg, faltete die Hände und empfahl sich für diese Nacht, von der er glaubte, es werde seine letzte sein, der Güte des Herrgotts. Danach legte er sich in der hinteren Ecke des niedrigen Zimmers auf ein bescheidenes Bett und wartete auf den unbekanntten Freund, dessen Nähe er zu spüren glaubte. Doch Stunden harrete er vergebens. Gedanken um seine Kirche und Erinnerungen aus dem eigenen Erleben bedrängten ihn, der sich hier, fern seiner mährischen Heimat, zum Sterben in Elend und Alleinsein anschickte. Elend und allein? Ja, das war er, doch nicht verlassen von dem, der ihm über allem stand; darum wußte er nur allzu genau und erfuhr es erneut, als gleich-

sam in Bildern nochmals die Vergangenheit an seinem geistigen Auge vorbeieilte. Doch wer war dieser Sterbende, fragen wir uns. Nun, er hieß *Johann Amos Comenius* und war der letzte Bischof der böhmisch-mährischen Brüderunität, einer sterbenden Kirche.

„Die Gemeinschaft der Brüder“, der der Sterbende ein mühsames Leben lang gedient hatte, erstand, als die grausamen Hussitenkriege zu Ende gingen. Als „Brüder des Gesetzes Christi“ — wie sich die in Prag und später im ostböhmischen Kunwald versammelten Glieder dieser kleinen Kirchengemeinschaft nannten — erkoren sie die Bibel, die ihnen als göttliches Gesetz allein vollgültig war, zu ihrer einzigen Richtschnur. Sie streiften alles von sich, was durch mancherlei andere Einflüsse zu ihnen gelangt war. Ihr irdisches Streben aber ging dahin, die uralte Kirche der Apostelzeit zu erneuern. Solcher Bestrebungen gab es im ausgehenden Mittelalter viele. Die Gedanken um eine Reformation lagen gleichsam in der Luft. Doch die Angehörigen jener „Unitas Fratrum“ (Gemeinschaft der Brüder) gingen einen bedeutenden Schritt weiter. Sie beehrten kein Dasein in mönchischer Abgeschlossenheit hinter Klostermauern, sondern sie verlangten nach einem Leben und Wirken innerhalb einer „Gemeinde“, die sich im Sinne der Bergpredigt ihre Gesetze gab, frei vom Zwang des Gewissens und unabhängig vom Richtspruch der Menschen. Hier und da verstreut erstanden Gemeinden der „Brüder“, die sich locker, dann enger zusammenschlossen und sich schließlich fünfzehn Jahre vor Luthers Geburt sogar von der päpstlichen Kirche zu Rom trennten, nachdem sie zuvor jene ihnen so wichtige Verbindung zur apostolischen Kirche der Urchristenheit hergestellt hatten. Wie ging das zu? wird mancher fragen. Damals nahm man an, daß die unter schweren Martern leidende Kirche der Waldenser sich bis in die Urchristenheit zurückverfolgen lasse. Und so kam es, daß einer der Tausende von vertriebenen Anhängern des Petrus Waldus — ein namenloser Ältester dieser Kirche — herzukam und den ersten Bischof

der neuen Brüdergemeinschaft bestätigte und weihte. Diese neue junge Kirche nun trat das Erbe aller reformstrebigen und eigenständigen Kreise jener Jahrzehnte an: sie fiel den Verfolgungen seitens der römischen und der utraquistischen Kirche zum Opfer, kam unter das Martyrium und existierte fortan in der Katakombe. So wurde diese „Unitas Fratrum“ von ihrem ersten Lebensjahr an eine Märtyrerkirche. Sie ist es geblieben, solange sie am Leben war.

Einer der treu und unentwegt Leidenden dieser alten Kirche war auch Comenius, dem nun die Geschicke seiner Gemeinde und seiner Sippe zum letzten Male bewußt wurden.

Noch im Jahrhundert der Reformation im ostmährischen Niwnitz geboren, studierte er in Herborn und Heidelberg, um dann der Brüderschule zu Prerau als Lehrer und der Gemeinde zu Fulnek als Prediger vorzustehen. Hier begann sein Leiden. Während auf dem Altstädter Ring zu Prag die Häupter von 27 evangelisch gesinnten Adligen in den Staub rollten, blieben auch die Prediger und Brüder der „Unitas Fratrum“ nicht verschont. Zwar konnte Johann Amos Comenius mit seiner kleinen Familie ins Adlertal entkommen; doch verlor er dort seine junge Frau und seinen einzigen Sohn. Und neben die Not um die Unfreiheit des Glaubens trat nun die persönliche, unter der er arg litt. Aber Gott schenkte ihm mancherlei Gnaden und Tröstungen und vor allem die Gewißheit, daß der lebendige Herr ihn nicht verlasse. Sein Gebet wurde ihm zur Hilfe. Später hat er dankbar bekannt: „Nie in meinem Leben habe ich süßere Speise gefunden“; denn erst in diesen geistigen Auseinandersetzungen erfuhr der junge Prediger den wahren Frieden Gottes, erfuhr er auch, daß die Philosophie und die Vernunft nimmer vermochten, was der Glaube an das Kreuz Christi dem Verzweifelnden gewährte. Nun sammelte er die Getreuen um sich und führte sie, nachdem er zuvor schon nach Exilniederlassungen ausgeschaute hatte, im eiskalten Winter 1625 über das Riesengebirge nach Lissa in Polen, wo eine erste Sammlung er-

folgte. Über 4 000 Anhänger dieser Brüderkirche fanden sich ein, über 100 Priester predigten auch weiterhin das Wort Gottes in der überlieferten Art und standen in Eintracht selbst in der nun einsetzenden Zerstreuung. All ihre Hoffnung auf Heimkehr erstickte der Friedensvertrag von 1648. Nun faßte Comenius einen neuen Plan: er wollte das Unterrichtswesen in ganz Europa durchgreifend umgestalten. Und so reiste er kreuz und quer durch die Lande, um sein Vorhaben zu verwirklichen; denn immer mehr erkannte er, daß die Menschen jener kriegerischen Zeit „dem Elend nach Leib und Seele verfallen“ waren. Er wollte ein gottesfürchtiges Geschlecht heranziehen und eine Erziehungsform erwecken, die von dem Geist echten Brüdertums getragen werden sollte. So segelte er nach England und Schweden, bereiste Mittel- und Westeuropa und gab eine Fülle pädagogischer Schriften heraus. Zwischendurch aber — da seit Jahren zum Bischof geweiht — eilte er nach Lissa, ordnete, half, tröstete, wo immer es nötig wurde. Und eines Tages kam auch die Not über diese letzte böhmische Brüdergemeinde. Die Polen überfielen die Stadt, plünderten sie und brannten sie völlig nieder. Der Widerstand der Brüder war zu gering. Und so blieb erneut nichts als Martyrium und Auswanderung. Unter den Flüchtenden hinkte auch er, der sich nun nach Amsterdam wandte und dort die letzten vierzehn Jahre lebte und jetzt auf sein Ende wartete. An seine sterbende Kirche aber wandte er sich mit jener Botschaft, von der wir eingangs erfuhren, und zu der er mit zitternder Hand die Worte geschrieben hatte: „Lebe, und sterbe nicht, du gesegnetes Volk des Herrn!“

Am nächsten Morgen — es war der 15. November 1670 — fanden Bewohner des Altstadthauses am Hafen den letzten Bischof der böhmischen Brüderkirche tot in seinem Bette liegen. Friedlich waren seine Züge. Auf dem Tisch unweit des Kamins aber fanden sie das Heft, das den Titel trug: „Testament der sterbenden Mutter Brüderunität“.

Der Waise zu Hennersdorf

Die Nachricht vom Tode des weitbekannten Johann Amos Comenius verbreitete sich schnell. Sie kam auch nach Frankfurt an den Main, wo just zu dieser Zeit ein begnadeter Mann Gottes, der erste Geistliche dieser alten Reichsstadt, damit begann, einige aufgeschlossene Glieder seiner Kirchengemeinde zu einem Bibelkreis zusammenzurufen. Es war *Philipp Jakob Spener*. Durch sein Beispiel wurde das Wort der Heiligen Schrift wieder hin und her in den Gemeinden lebendig. Seine im Gebet vor den Herrn getragenen Anliegen faßte er schriftlich zusammen und gab sie später unter dem Titel „*Pia desideria*“ (Fromme Wünsche) heraus. Sie wurden zum grundlegenden Programm jener sich nun mehr und mehr um ihn scharenden Christen, die man bald als Pietisten verschrie, und die in allen Ländern des Reiches lebten und dienten. Dieser „aufrichtige, fromme Christ, der, schon als Kind durch erbauliche Schriften erweckt, keinen anderen Wunsch kannte, als seinem Herrn Christus in Ernst und Treue zu dienen“ (Kertz), wurde 1686 als Oberhofprediger nach Dresden berufen. Von dort kam er öfters in die Oberlausitz auf das uralte Wasserschloß Hennersdorf, das dem Landvogt von Gersdorff gehörte. Hier war es besonders die Frau des Gutsherrn, die die Gedanken Speners aufnahm, und die in ihnen eine geistige Heimstatt fand. Sie bedauerte es sehr, daß der Dresdner Geistliche bereits nach fünfjährigem Wirken eine Berufung nach Berlin erhielt. Die Verbindung aber brach nicht ab. So werden wir auch verstehen, daß der nunmehrige Propst und Konsistorialrat Spener Pate wurde zu einem Enkel der Frau von Gersdorff, dessen Vater bereits wenige Wochen nach der Geburt seines einzigen Sohnes starb. Jener Enkel erhielt in der heiligen Taufe die Namen: Nicolaus Ludwig, Reichsgraf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf.

Dieser kleine „Lutz“ — wie er meist genannt wurde — war der letzte Nachfahre eines uralten österreichischen

Adelsgeschlechtes, das sich bis auf das Jahr 1100 zurückverfolgen läßt. Seine Ahnen väterlicherseits dienten als Ritter und Politiker, als Feldherren und Hofbeamte in bedeutenden Stellungen. Sie gehörten auch zu dem Kreis der ersten Anhänger Luthers in der Ostmark. Doch hat die Gegenreformation einen großen Teil der Zinzendorfschen Vorfahren wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt. Die jedoch der Lehre des Wittenberger Reformators treu blieben, verließen das angestammte Land. So auch der Graf Maximilian Erasmus Zinzendorf. Er ging um seines Glaubens willen aus der Heimat und ließ sich in der Nähe von Nürnberg nieder. Seine beiden Söhne gingen frühzeitig nach Kursachsen. Otto Christian wurde dort im Laufe eines wechselvollen Lebens Generalfeldzeugmeister, sein jüngerer Bruder Georg Ludwig, 1662 geboren, gelangte in die Stellung eines Konferenzministers. Er — schon am kurfürstlichen Hofe erzogen — heiratete eine Tochter aus einem uradligen Geschlecht der Oberlausitz: Charlotte Justine von Gersdorff. Dieser kurzen Ehe einziges Kind war Nicolaus Ludwig, der im Jahre 1700 — am 26. Mai — zu Dresden geboren wurde. So kam der bald vaterlose Waise nach Hennersdorf zu den Großeltern. Als Lutz gerade zwei Jahre alt war, starb der Großvater, der sächsische Oberkämmerer und Landvogt der Oberlausitz, Nicolaus von Gersdorff, nachdem seine verwitwete Tochter kurz zuvor den kurbrandenburgischen General von Natzmer geheiratet hatte. So wuchs der letzte Zinzendorf unter der Obhut der Großmutter sowie der unverheirateten Tante Henriette, der Schwester der Mutter, in der Einsamkeit der Lausitzer Wasserburg heran; denn die Mutter folgte ihrem Manne, der bald preußischer Feldmarschall wurde, auf seinen kriegerischen Wegen. Durch viele Briefe stand sie mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihrem Sohn in ständiger Verbindung. Doch galt ihr tägliches Gebet bald nicht nur dem verlassenen Sohne aus der ersten Ehe, sondern auch den beiden Natzmer-söhnen, deren Erziehung ihr sehr am Herzen lag. Voller

Ernst und Hingabe diene sie dieser Aufgabe ein Leben lang.

Die Sehnsucht und die Hoffnung ihrer Seele treten hier und da in Briefen und Tagebüchern offen zutage. Gebet und Fürbitte waren ihr unerläßliche Stützen. So lesen wir u. a.: „Nun, Herr, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast. Aber wo? Im Geiste zwar vor dem Throne deiner Gnade, aber mit Leib und Seele noch hier in der Welt, da ich meine eigene Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen und dir auch Rechenschaft von meiner Kinder Seelen geben soll. Wenn ich erwäge die große Verderbnis, darin wir alle, Eltern und Kinder, geraten sind, so sehe ich nicht, wie ich aus solch einem verwilderten Irrgarten einen Ausgang finden soll. — Ich wende mich denn allein zu dir, treuer Vater; ich halte dir das vollgültige Verdienst des liebenden Heilandes vor. Um deswillen sei mir und meinen Kindern gnädig! — Ich weiß sie nicht unverletzt durch diese Welt durchzubringen, aber du weißt es. Laß sie nur selig werden und mich mit ihnen, so haben wir alles zur Genüge. Dir bleiben sie und ich ergeben in Zeit und Ewigkeit. Amen.“

Die Verwirklichung der mütterlichen Wünsche im Blick auf die Erziehung ihres Sohnes Lutz oblag also der Großmutter Gersdorff. Ihr gebührt daher auch besondere Beachtung, sagte doch der Enkel später von ihr: „Wenn sie nicht gewesen wäre, so wäre unsere Sache nicht zustande gekommen. Sie war eine Person, der alles in der Welt anlag, was den Heiland interessierte. Sie wußte keinen Unterschied zu machen zwischen der katholischen, lutherischen und reformierten Religion, sondern was Herz hatte und an sie kam, das war ihr Nächster.“ Ja, sie half an allen Ecken und Enden, sie weckte Gottvertrauen, stärkte durch Fürbitte. Zudem war sie gebildet, verstand mehrere Sprachen, las die Bibel im Urtext und dichtete lateinische und deutsche Verse, die wir zum Teil heute noch im Gottesdienst unserer Gemeinden singen. Sie stand im Briefwechsel mit Gelehrten ihrer Zeit. Die Mauern des

Gersdorffschen Schlosses haben manchen erlauchten Geist beherbergt. Und so konnte es geschehen, daß ihre Burg trotz der einsamen und abgeschlossenen Lage zu einem Mittelpunkt religiösen und kulturellen Lebens und Sinnens wurde. Ganz besonders aber lag ihr die Besserung der Kirche am Herzen. Sie war dem weitherzigen Geist eines Spener sehr zugetan und später auch August Hermann Francke sehr wohlwollend gesinnt, vermochte sich aber weder den pietistischen Hallensern noch den orthodoxen Wittenbergern völlig anzuschließen, sondern versuchte vielmehr, eine Art versöhnende Mittlerin zwischen diesen Bestrebungen der beiden Universitäten zu sein. Wir müssen all diese Probleme nochmals streifen, da der junge Graf Lutz als Wittenberger Student selbst in große Zweifelsfragen geraten und aus seinen inneren Kämpfen und den schweren Auseinandersetzungen mit diesen Dingen eine Linie verfolgen wird, wie sie ihm seine Großmutter unbewußt schon gewiesen hatte.

Wie nun begann sie das Werk der Erziehung an ihrem Enkel? Die Klarheit ihres Wesens und Sinnens, ihr Ernst und ihre Bestimmtheit im Streben, ihr Edelmut und ihre Herzensfrömmigkeit wurden die Grundpfeiler für die Erziehung des kleinen Zinzendorf. Mit unendlicher Liebe und grenzenlosem Vertrauen verstand es die Großmutter, den Knaben auf einen ausgesprochen verinnerlichten Weg hinzuleiten. Ihr ging es darum, auf die Gnade Gottes hoffend, „alle Gefühlsregungen und Gemütsbewegungen“ des jungen Lutz auszurichten und zu bewerten „im Hinblick auf eine baldige Erweckung der reinen Seele“, wie Stephan Hirzel sagt. Sie verwies den Enkel, seinen eigenen Regungen dabei nachgehend, unmittelbar auf die Person des Heilandes. So verstand es die Großmutter, in ihrem Enkel schon in seinen jungen Jahren jene so wunderbare und innige Jesusliebe zu erwecken, die sich durch sein ganzes Leben hinzog. Als der kleine Lutz drei Jahre zählte, gab ihm Frau von Gersdorff einen Erzieher namens Edeling. Dem hatte die fernweilende Mutter, die ihrem Manne auf

die Kriegsschauplätze und in die Winterquartiere Europas nachfolgte, gern zugestimmt, zumal sie glaubte annehmen zu müssen, daß der Einfluß der beiden nächsten Verwandten, Mutter und Schwester, auf das junge, sonst kaum bedrängte Gemüt ihres Sohnes zu stark und vor allem zu einseitig, ja, unausgeglichen wirkte und deshalb auf die Dauer nicht nur dienlich sei. Die Mutter mochte damit auch im tiefsten Sinne empfunden haben, was Nicolaus Ludwig Zinzendorf, der mählich wuchs, aber schnell reifte, tiefinnerlich spürte, aber nie auszusprechen wagte. Und nach weiteren sechs Jahren hielt es die Mutter für angebracht, ihren Sohn in eine neue Umgebung zu schicken, wo er „unter männlichem Beistand“ angeleitet werden sollte, dieser Welt gewachsen zu sein. Dies bezeugt ein langer Briefwechsel zwischen einem Baron Canstein, der Frau von Natzmer und dem Manne, dem der neunjährige Lutz nun anvertraut werden sollte: *August Hermann Francke*.

An der Saale und Elbe

Als 1687 der junge August Hermann Francke, Pfarrer in Lüneburg, zum Glauben und zur Gewißheit seiner eigenen Errettung kam, da amtierte das große Vorbild Spener schon in Dresden. Als er jedoch Jahre später nach Halle berufen wurde, war Spener bereits an der Berliner Nicolaikirche tätig.

Franckes Lebensbild zeugt von einem bewegten Erdenwandel. Als Pietist war er arg umstritten. Als Geistlicher wurde er z. B. aus Erfurt verwiesen. Infolgedessen war auch sein persönliches Ansehen als Pädagoge in der damaligen Welt nicht das, was wir heute in Anerkennung wohl vermuten möchten. Doch der König von Preußen war Francke wohlgesonnen, und er gestattete, daß in Halle dem neuen Pfarrherrn von Glaucha, eben jenem Magister Francke, eine Professur eingeräumt wurde, so daß seit diesem Zeitpunkt der Pietismus eine Lehrstätte hatte, die

für alle Folgezeit von Bedeutung sein sollte. Vor allem lag dann Friedrich Wilhelm I., der seit 1713 auf dem preußischen Thron saß, daran, nicht nur mit Worten, sondern mit Taten das Christsein zu dokumentieren. Das aber war ja eines der Hauptanliegen jener als Pietisten verschrienen Menschen um Spener und Francke. Das ganze öffentliche Leben, so beehrte es der König, sollte durchdrungen sein von dem, was Jesus Christus, der Herr und Heiland, vor Hunderten von Jahren bereits gelehrt, gepredigt und vorgelebt hatte. So wollten es die Pietisten ja auch, und sie wußten sich in diesem Punkte eins mit ihrem calvinistischen König, der sein hohes Amt als einen Auftrag Gottes erkannte und der sein Regieren mit der sittlichen Forderung begründete: „Gott hat die Fürsten zur Arbeit erkoren.“ So hatte also Francke neben der Verwaltung seiner Pfarre draußen in Glaucha nun auch noch die Last der Professur. Das führte aber keineswegs dazu, die sich nach und nach anbahnende soziale Arbeit etwa zu vernachlässigen. Nein, ihn verließ nicht der Mut, dringenden Anliegen nachzuspüren und — wenn irgend möglich — Abhilfen zu schaffen. So gründete er in diesen ersten Jahren des neuen Jahrhunderts: Waisenhaus, Armenhaus, Apotheke, Druckerei, freie Mittagstische, Bibelanstalt, Unterkunftsstätten und schließlich auch ein Pädagogium. Er tat diese Arbeit im festen Glauben und in unermüdlicher Hingabe und in der ganz sicheren Hoffnung auf Gottes Hilfe und Segen.

An jenem jungen Institut, dem Hallenser Pädagogium, weilte nun seit 1710 der junge Zinzendorf. Unter Leitung seines neuernannten Hofmeisters Homann lebte er zunächst in einem Bürgerhause, da Professor Francke seine auswärtigen Schüler erst ab 1712 nach und nach in einem eigenen Gebäude zusammenzog. Er wollte auf diese Weise die Grundlage schaffen für gemeinschaftliches Leben und Wirken. Der junge Graf kam somit in eine völlig neue Welt, in eine preußische Stadt, die sich langsam zum Mittelpunkt der gesamten pietistischen Bestrebungen ent-

wickelte; denn von ihr aus gingen einerseits die Anregungen der evangelischen Mission, andererseits flüchteten zu ihr hin alle jene Menschen, die der Bannfluch, die Acht und das Mißtrauen geistlicher und weltlicher Mächte und Instanzen aller Länder hierher verdammt. Und hier erfuhren sie neben Beratung, Hilfe, Trost und Arbeit vor allem immer wieder jene Vertiefung in Gottes Wort, fanden sie immer wieder zu den letzten Wurzeln des Glaubens an Jesus Christus, den Sünderheiland.

Inmitten dieser unruhigen, von Eifer und Liebe geprägten Wirkungsstätte Franckes saß nun auch der zehnjährige Lutz. Die Franckesche Pädagogik begann sich zu bewähren. Die straffe, auf Ordnung und Gehorsam abgestellte, durch praktische Hand- und Erdarbeit ergänzte Lebensführung war in ihren erzieherischen Auswirkungen grundlegend für Zinzendorfs Entwicklung und spätere Arbeits- und Lebenseinteilung. Die Schularbeiten machten dem jungen Adligen keine Schwierigkeiten. Doch hatte er es während seiner gesamten Schulzeit insofern besonders schwer, als seine Mutter in ihrer Gerechtigkeit und Sorge bei der persönlichen Anmeldung Professor Francke darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ihr Sohn „zum Hochmut inclinire“. Etwas Gutes wollend, schuf die Mutter hier ein Übel, das stets ärger wurde durch das unangenehme Verhältnis Zinzendorfs zu Homanns Nachfolger, dem seit 1711 als Hofmeister tätigen Informator des Pädagogiums, Daniel Crisenius. Dieser Erzieher war ungerecht, ja, oft gemein. Er verstand es immer, selbst im rechten Lichte zu erscheinen, dadurch aber seinen Zögling in Mißkredit zu bringen, nicht nur bei der Lehrerschaft, nein, auch bei den Eltern, der Großmutter und vor allem beim Feldzeugmeister, dem Vormund Lutzens. Diese Umstände machten dem jungen Grafen das Leben recht schwer, zumal er ohnehin leicht zu verführen war; denn die Mitschüler suchten ihm „ihre täglich mehr überhandnehmenden Sünden mit aller List und Kunst, die der Satan in ein menschliches Herz

bringen kann, beizubringen“, wie Lutz selber später berichtete. Und so kam es zu weiteren Konflikten.

Aber neben diesen Schattenseiten, die ihn nicht als Musterknaben darstellen, erscheint noch eine andere Seite, die all das aufwiegt: die des religiösen Wachseins. Zinzendorf sammelte stets Kameraden um sich, schloß christliche Freundschaftsbünde, begeisterte sich mit Gleichgesinnten in pietistischer Aufwallung, so daß manches Mal der Eindruck einer gewissen Maßlosigkeit entstand, der oft dazu führte, Zinzendorf zu verspotten. Dennoch hat z. B. des Grafen erster größerer Versuch, in Halle eine Gemeinschaft innerhalb des Pädagogiums zu haben und in ihr satzungsgemäß zu leben, über diese Schulzeit hinaus wenigstens lockeren Bestand und eine gewisse Bedeutung gehabt. Sie hieß „Der Senfkornorden“ und lehnte sich in ihrem Wollen gleichnishaft an das biblische Senfkorn an, von dem Jesus erzählt. Die Gemeinschaftler trugen auch ein Kennzeichen, nämlich einen schwarzen Ring, dem der Auftrag dieser Ordensbrüder als Umschrift eingeprägt war: „Unser keiner lebt ihm selber“. Die Aufgaben der Bündler sollten in der Mission liegen, vor allem an Heiden und Juden, und sollten durch Duldsamkeit, Treue im Glauben und in der Liebe zum Nächsten ihren sichtbaren Ausdruck finden.

Schnell gingen die Jahre dahin. Der Vormund des Jungen, der Feldzeugmeister in Gävernitz, verlor nach und nach seinen Unmut; denn er war es gewesen, der sich als Vertreter des Zinzendorfschen Familienrates sehr energisch gegen die Entsendung nach Halle gesträubt hatte. Das stärkte das Selbstgefühl des jungen Grafen, der nun seit sechs Jahren im Hallenser Pädagogium Franckes unter seinesgleichen lebte. Doch 1716 kam der Tag des Abschieds. Er war nicht leicht, brachte Tränen und löste „große Rührseligkeit“ aus. Nicolaus Ludwig Zinzendorf aber hielt während der Abschiedsfeierlichkeiten eine Rede mit dem Thema: „Über die Zanksucht der Gelehrten“.

Als Student finden wir Zinzendorf unter den Juristen von Wittenberg, wohin er vom Familienrat beordert wor-

den war. Auch die Fakultät war ihm vorgeschrieben; daran gab es nichts zu ändern. Offizier wollte Lutz nicht werden. Theologie, wozu der junge Graf große Neigung verspürte, durfte er nicht studieren; das wäre eines Reichsgrafen nicht würdig gewesen. Also blieb lediglich die Jurisprudenz als eine standesgemäße Fakultät.

Nicolaus Ludwig Zinzendorf mußte also Rechtsgelehrtheit studieren, obwohl ihm das nicht behagte. Sein unvermeidlicher Hofmeister Crisenius schnüffelte überall und wachte im Auftrage des Onkels gehorsam über den geordneten Fortgang des Studiums im vorgeschriebenen Wittenberg.

Die Universität der Lutherstadt barg die strenge Schule lutherischer Orthodoxie, die gerade in Halle, von wo ja der Graf kam, die gerade in Francke, in Spener, im Pietismus ganz allgemein, ihre großen Gegner sah. Es schien unmöglich, diese Fehde zu beenden. Gerade in diesen Jahren, in denen der Graf an der Elbe studierte, war es unmöglich, weil sich jene große Glaubenstat des befreienden Thesenanschlags an die Schloßkirche durch Dr. Martin Luther zum zweihundertsten Male jährte. Zinzendorf aber sah die Fehde, sah die unversöhnlich scheinende Kampfesstellung innerhalb der deutschen kirchlichen Richtungen und war sehr traurig darüber. Es wird uns berichtet, daß er „mehr einen Trauer- als Freudentag an dem Jubiläum“ erlebte, „weil er nun von diesem Undank gegen die göttliche Wahrheit schwere Gerichte Gottes befürchtete“. Und hier mögen jene ersten Gedanken im Herzen des jungen Adligen gewachsen sein, die wir schon vorgezeichnet fanden in der Charakterisierung seiner Großmutter, der Landvogtin von Gersdorff, nämlich: sich gedanklich als versöhnende Mittlerin zu wissen zwischen den beiden Lagern der Pietisten und Orthodoxen. Zinzendorf jubelte also nicht mit, als Wittenberg dem großen Reformator ein Loblied sang. Er stand abseits und grübelte wohl darüber nach, wie hier geholfen werden könnte, eine kirchliche Eintracht zu stiften, die im letzten der Tat Luthers gemäß wäre. Denn

Zinzendorf stand fest auf lutherischem Boden; seine Abneigung galt denen, die das Werk des Reformators einseitig verzerrten.

Es dauerte noch einige Semester, ehe er Mut und Worte fand und eine geeignete Gelegenheit erkannte, in diesen unerquicklichen Streit einzugreifen. Er hatte ein klar umrissenes Ziel, ein erträglicher „Religionsfriede“ sollte geschaffen werden. Doch zunächst studierte er weiterhin offiziell Jurisprudenz. Aber an einer Hochschule, deren „theologischer“ Ruhm weit über alle Lande reichte, mußte er sich auch mit religiösen Fragen befassen. Das konnte auch der sonst sehr umsichtige Crisenius nicht hindern. Sicherlich, Zinzendorf gab den Ermahnungen des alten Feldzeugmeisters immer wieder nach und übte die standesgemäßen Sitten und Gebräuche. Doch beschäftigten ihn die Schriften Luthers und Speners weit mehr, obwohl sie außerhalb der zudiktierten Fakultät lagen. Des jungen Grafen Erziehung und innere Einstellung hatte sich durch die Hallenser Zeit im pietistischen Sinne geläutert und war nun zu einem festen Bestandteil allen Handelns geworden. Und so verstehen wir auch, daß das Erlebnis Wittenbergs mit dem oft falsch verstandenen Geist Luthers in jenen orthodoxen Auslegungen nachreformatorischer Theologen, mit jener oft engherzigen Gläubigkeit ihm nichts von dem nehmen konnte, was er für richtig erkannt hatte aus der Not seiner Zeit, was ihm die großen, vom Pietismus besetzten Lehrer in Halle und sein Pate Spener mit auf den Lebensweg gegeben hatten. So lehnte er viele jener Wittenberger Dogmen bewußt ab, weil sie in ihrer Leblösigkeit das Gegenteil von Luthers Gedanken offenbarten. Der Graf erkannte immer mehr die große Kluft zwischen Orthodoxie und Pietismus. Nach vielen, vielen Monaten des inneren Kampfes mit sich und mit mancherlei Gedanken reifte in ihm jener schon angedeutete Plan des Versuchs einer Versöhnung: der theologischen Friedensvermittlung.

Zinzendorf wollte zunächst eine Denkschrift über die allgemeine Lage schreiben. Sie sollte den Titel tragen:

„Friedensgedanken an die streitende Kirche“. Über das Wollen und über einige Entwürfe kam er nicht hinaus. Doch hätte er auch nur erreicht, die Streitigkeiten zu mehren und die Glut des Hasses unter den Theologen zu schüren. Schließlich wollte er ja gerade das Gegenteil. Er wurde also vor dem Unglück bewahrt, sich auf die „bedenkliche Ebene der Polemik“ zu verirren, fand dafür aber den Weg des persönlichen Handelns, ja, des Unterhandelns zwischen Halle und Wittenberg. Um die unerfreulichen und oft gar nicht notwendigen Streitigkeiten aus der Welt zu schaffen, suchte er sich nach vielen Anbahnungen je einen Vertreter beider Richtungen heraus. Diese hielt er für würdig und für fähig und vor allem für tolerant genug, um solch neuartigem Anliegen Herz und Ohr zu leihen. Zinzendorf sprach mit ihnen einzeln von der allgemeinen Lage und Not und von der Unmöglichkeit des Fortdauerns dieser gespannt-gehässigen Atmosphäre, redete manchmal mit zarten Engelszungen und dann wieder mit Mut aus letzter, oft verzweifelter Verantwortung vor Gott. Stellen wir uns doch die Situation vor Augen: ein unmündiger, juristisch noch nicht ausreichend gebildeter, theologisch ungeschulter Student wagte es, zwei Prominente der Gelehrtenschaft, die Herren Professoren Francke von Halle und Wernsdorff von Wittenberg, für einen Vermittlungsgedanken zunächst einmal zu erwärmen, dann zu einem Gespräch willig zu machen, ja, sie zu einer Begegnung zu veranlassen. Das ist zweifelsohne eine tapfere Tat des jungen Mannes. Es stellt sich hier die Frage: Wie wäre die Entwicklung weiterverlaufen, wenn diese Begegnung wirklich zustande gekommen wäre? Möglichkeiten über Möglichkeiten tun sich vor uns auf. Doch die Begegnung kam nicht zustande, weil ein Unheil eintrat, mit dem Zinzendorf nicht gerechnet hatte. Der bösertige Hofmeister erfuhr von seines „Zöglings“ Unternehmen und alarmierte, getreu dem gräflichen Befehl aus Gävernitz, die Verwandtschaft. Und diese hatte nichts Eiligeres zu tun, als die Vermittlung des „abwegigen“ Jünglings zu unterbinden,

so daß die verabredete Begegnung zwischen Francke und Wernsdorff nicht stattfand. Welches Gottvertrauen mußte Zinzendorf beseelt haben, als er es wagte, diesen Schritt zu tun! Welche Empörung mußte ihn erfüllen, als er durch die eigene Familie in seinem segensreichen Tun unterbrochen wurde!

Nach wie vor also bekämpften sich Pietisten und Orthodoxe, blieben Dogmenverfechter und Toleranzwillige in ihren aussichtslosen Positionen, blieb die theologische Friedensvermittlung stecken in der unüberbrückbaren Kluft. Und so überschwemmten nach wie vor theologische Gelehrte den Bücher- und Broschürenmarkt mit Schriften, deren angebliche Schwächen wieder neue Schriften schufen. So stand System gegen System, Verfasser gegen Verfasser, verdienten Drucker und Verleger, während die Autoren dahinstarben, ohne daß sie jemals ihre „befeindeten, auch evangelischen Glaubensbrüder“ gesehen oder gar von Mensch zu Mensch gesprochen hätten. Jener allem christlichen Empfinden widersprechende Kampf dauerte fort, jahrein, jahraus. Und das gemeine Volk nannte jene Gelehrten ihre „unbeugsamen Gottesstreiter“ und ahnte nicht einmal, daß diese führenden Geister sich durch ihr gehässiges Tun weit entfernten von dem, was uns als veröhnendes Wort des Herrn Jesu überkommen ist. Und so tobte der „Kirchenkampf“ weiter zwischen Menschen, die doch eins waren vor Gott.

Zinzendorfs Mission ging fehl. Alles, um das er sich mit Gottes Hilfe bemüht hatte, trug lediglich dazu bei, seinen und seiner Familie Ruf zu schädigen; denn bald wurde man in „rechtgläubigen Kreisen“ auf ihn und sein „ketzerhaftes“ Wollen aufmerksam. Geheime Fäden setzten sich in Bewegung: der Graf hätte versucht, pietistische Bekehrungsversuche unter den Studenten Wittenbergs vorzunehmen. Man erwartete den Abruf Zinzendorfs durch einen Eingriff des Ministeriums zu Dresden. Doch aus deren Amtsstuben erreichte die Familie Zinzendorf eine wohlwollende private Warnung. So beschloß der Familien-

rat, durch augenblickliches Handeln den Grafen dem Zugriff der Ämter zu entziehen. Der angenehmste Weg zur Erhaltung des guten Rufs des Geschlechts der Grafen von Zinzendorf konnte nur der sein, den jungen „Außenseiter“ für geraume Zeit verschwinden zu lassen. Diese Absicht paarte sich in entgegenkommender Weise mit der Sitte vergangener Tage, daß sich die jungen Leute von Adel im Anschluß an ihr Studium auf eine Kavaliereise begaben, um auf diese Weise die Universitätsstudien abzuschließen.

Dem Reichsgrafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf wurde der Weg in die westliche Ferne genau vorgeschrieben, nachdem er in drei Jahren Wittenberger Studiums doch immerhin eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatte und sein Alter dem der Mündigkeit schon nahe war. Wir sehen also, wie wenig die Familie ihm zutraute. Lediglich seine Mutter, die diese „Schwierigkeiten“ nicht geahnt hatte, da sie weit entfernt bei ihrem Manne weilte, hielt nach wie vor fest an dem, was ihr seit frühen Tagen tägliches Anliegen war. Wie sehr sie an ihrem Sohn hing und seine Nöte und Sorgen als die ihren betrachtete und sie betend vor den Herrgott brachte, das mögen ihre nachfolgenden Worte bezeugen: „Ich befehle dich göttlichem Erbarmen, der Gnade und Liebe, die dich leiten, regieren und führen wolle und dich von sowohl allen subtilen als groben Irrwegen abziehen und auf der ebenen Straße sicher vor allen Verführungen bringen und erhalten wolle. Der liebe General (Zinzendorfs Stiefvater) grüßt dich herzlich und fügt seine herzliche Erinnerung der meinigen bei, und ich bin und bleibe von Herzen, mein lieber Sohn, nach Anwünschung alles Segens, deine treue Mutter . . . Ich befehle dich, mein lieber Sohn, göttlicher Obhut . . . Du wirst inzwischen alles in der Welt mit göttlichem Beistand tun, damit du unter dessen Segen deine studia fruchtbarlich endigen mögest, dazu ich dir von Grund des Herzens die Gnade und Hilfe des himmlischen Vaters anwünsche und erbitte . . . Der Herr leite dich nach seinem Rate . . .“

Das italienische Bild

Das Mißlingen seines überaus kühnen Planes, die orthodoxen Theologen von Wittenberg mit den pietistischen von Halle zu versöhnen, war für den jungen Grafen die bisher größte Enttäuschung. Sicherlich, er hatte noch manche anderen Nöte, besonders im Kreis der Hallenser Freunde, die sich 1718 zu einer kleinen Gesellschaft der „Bekenner Christi“ zusammengeschlossen hatten. Sie lebten — wie Hans Urner berichtet — nach einem englischen Vorbild in fast ordensmäßigen Formen; ihre Verpflichtung entspricht zum größten Teil genau dem, und deshalb sei es hier bemerkt, was die „Bekennende Kirche“ auf der sogenannten „roten Karte“ seit 1934 von ihren Gliedern unterschreiben ließ.

Jener Einblick in die Engherzigkeit des mitteldeutschen Raumes wurde nun abgelöst durch einen weiten Ausblick in die westliche, in die „große Welt“. Zinzendorf atmete freier und war voller Freude darüber, daß sein bisheriger Hofmeister, dem er insbesondere die Wittenberger Enttäuschung verdankte, durch einen neuen namens Riederer abgelöst worden war. Dieser junge „Erzieher“ machte seinem „Zögling“ keinerlei Schwierigkeiten, ging vielmehr auf seine besonderen Interessen und Anliegen ein. Der Graf und sein Hofmeister reisten durch Westdeutschland. Es war zur selben Zeit ein anderer Wanderer unterwegs, der später einen berühmten Namen hatte. Ein armer Hofkapellmeister aus Köthen im Anhaltischen schritt durch den Staub der Landstraße nach Hamburg, um dem greisen Organisten Reinken auf der majestätischen Orgel der Michaeliskirche zu lauschen; er hieß *Johann Sebastian Bach*. Und es sang zur selben Zeit ein armseliger Bandwirker namens *Gerhard Tersteegen* in seiner Heimat an der Ruhr in tiefer Frömmigkeit seine pietistischen Kirchenlieder. Und es war schließlich dieselbe Zeit, in der ein armer mährischer Wanderer durch die deutschen Lande reiste, um für seine bedrängten Brüder daheim eine neue

Heimat zu finden: *Christian David*. Und so mögen diese wenigen Zeitbestimmungen ergänzt werden durch eine kurze Schilderung der religiösen Lage, die wir bisher nur aus dem begrenzten Abschnitt Sachsens kennenlernen konnten. Inmitten des reichbewegten europäischen Geschehens vollzog sich um den Beginn des 18. Jahrhunderts eine in vielen Orten und Landen spürbare Erweckung. Im Deutschen Reich vor allem regten sich in den Köpfen der Menschen vielerlei Gedanken. Pietistische Gemeinschaften erwuchsen allüberall. Obwohl sie durch Gesetze verboten, durch Zwangsmaßnahmen fast erstickt, auch durch zügellose Schwarmgeisterei arg belastet waren, blieben sie am Leben, hartnäckig und unausrottbar, wie die amtlichen Berichte erkennen lassen. Ein Laienpriestertum aller Gläubigen, wie es Spener nach Luther erneut gefordert hatte, schwebte ihnen allen vor. Nun drängten sie danach, es zu verwirklichen. Der Kampf zwischen den schmählich verschrienen Konventikeln und den Staatskirchen, die beide glaubten, die rechtmäßige Gemeinde Christi zu sein, setzte sich verstärkt fort. Diese Spaltung der Gemüter führte zu großem Streit und vermehrter Lieblosigkeit.

In diese aufgewühlte Zeit hinein war Zinzendorf geboren worden. In ihr war er aufgewachsen. Über die deutschen Grenzen hinaus ging nun sein Schritt, nachdem er Frankfurt am Main und Köln am Rhein besucht hatte. In Düsseldorf aber gab es eine Wende. In der dortigen Galerie hing ein Bild, ein nicht einmal besonders gutes Gemälde des italienischen Malers Domenico Feti (1589—1624), eines Schülers des größeren Correggio. Es ließ den jungen Galeriebesucher erstarren, so daß aus diesem Anblick ein wunderbares Christuserlebnis erwuchs, das ihm wiederum die Gnade schenkte, Entschlüsse zu fassen, die seinem weiteren Leben endgültig jene Richtung geben sollten, die zu verfolgen ja hier unsere Aufgabe ist. Doch hören wir, was der junge Graf damals in sein Tagebuch eintrug: „Unter vielen Hunderten der herrlichsten Portraits auf der Galerie zog das einzige Ecce homo mein Auge und Gemüt

auf sich. Es war der Affekt ganz unvergleichlich exprimiert mit der Unterschrift:

Ego pro te haec passus sum;
Tu vero, quid fecisti pro me?
(Ich habe dies für dich gelitten;
du aber, was hast du für mich getan?)

Mir schoß das Blut, daß ich hier auch nicht viel würde antworten können, und bat meinen Heiland, mich in die Gemeinschaft seines Leidens mit Gewalt zu reißen, wenn mein Sinn nicht hinein wolle.“ Das Bild war einfach gemalt. Es zeigte den gekreuzigten Heiland in Schmerz und Leid, mit Dornenkrone und rauhem Strick um den Hals, ein schlichtes Gemälde. So erlebte der junge Graf unter ihm jene Wandlung, die für seine Zukunft so entscheidend sein sollte. Die Buße wirkte in diesem gesegneten Manne Gottes. Ihm wurde klar, daß er die ihm diktierte Beamtenlaufbahn zugunsten des evangelistischen Dienstes würde aufgeben müssen. So kam es schließlich, daß Zinzendorf unter diesem Bilde des unbedeutenden Italieners den so wichtigen Entschluß faßte, für alle Zeiten dem Heiland mit ganzem Herzen und aller von Gott erbetenen und gewährten Kraft zu dienen.

Utrecht, Delft, Amsterdam, Haarlem, Leyden wurden die Stationen der Reise in ihrem zweiten Teil. Vielerlei Einsichten kamen dem Grafen. Mancherlei Erkenntnisse gewann er aus der Einmütigkeit und Gleichgestelltheit der einzelnen religiösen Gemeinschaften, die in den niederländischen Provinzen dem Herrn dienten, ohne von Amts wegen daran gehindert zu werden. Nun nahm ihn Flanderns Landschaft auf. Dann ging es weiter in die damalige Hauptstadt der Welt, in der der Geist und die Lebensform des Sonnenkönigs noch lebendig waren und das Gesicht der Stadt prägten: Paris.

Paris! Ja, dieser Ort ließ den Grafen kaum zur Besinnung kommen. Audienzen, Feste und Opernvisiten wech-

selten sich ab. Trotz des Neuen und für einen jungen Menschen auch Verführerischen des Lebens in der Weltmetropole behielt sich Zinzendorf, der wegen seines pietistischen Gepräges vielerorts aneckte, einen ungetrübten, durch das Düsseldorfer Erleben geläuterten Glauben an seinen Herrn und Heiland, dem er sich nie entzog, dem er auch hier stets nachzufolgen suchte. Ja, um dieses Glaubens willen kam der zwanzigjährige Graf in die Not quälender Zweifel, als ihn der Kardinal de Noailles dazu bringen wollte, seine große Aufgabe, von der Zinzendorf ihm erzählt hatte, um Jesu willen im Schoß der „alleinseligmachenden“ Kirche zu vollbringen. Die Eminenz fragte ohne Umschweife, ob der Graf denn nicht die letzte Folgerung ziehen wolle, zum alten Glauben seiner österreichischen Vorväter überzutreten. Trotz aller Sympathie für das in der katholischen Kirche und Hierarchie Erlebte tat er diesen Schritt aber doch nicht, sondern erhielt durch dieses Erleben nur bestätigt, was ihm schon seine Haltung in der Wittenberger theologischen Friedensvermittlung geboten hatte, daß man sich nämlich bemühen müsse, „das Beste in allen Religionen zu entdecken zur Entschuldigung des Nächsten . . .“.

Über diese sieben Monate in Paris darf wohl geurteilt werden, daß sie Zinzendorf die Wesensfremdheit der französischen Welt und Haltung zeigten; denn als Ergebnis folgte er lediglich, weiter angestrengt der Sache Christi zu dienen. Er erkannte aber auch, daß es ihm, dem Streiter Jesu, verboten sei, religiöse Bestrebungen, Richtungen und Meinungen für besonders gut oder schlecht zu halten. Und als er über das Elsaß und die Schweiz nach Franken zu seinen Verwandten kam, da wurde ihm klar, was er später einmal formulierte: „Ich kam mit dem Vorsatz von Reisen, mich in keine Parteilichkeit einzulassen; denn ich sehe und hatte gesehen, daß in Halle und Wittenberg Menschen waren.“ Das hielt ihn nicht davon ab, den Menschen, denen er hatte begegnen dürfen, immer wieder die von ihm erkannte, dem Evangelium entnommene Wahrheit

zuzurufen, wie es auch die Korrespondenz mit dem Pariser Kardinal zeigt.

Noch ein gewichtiges Erlebnis fiel in die Zeit dieser Bildungsreise, obwohl die Auswirkung erst zwei Jahre später spürbar wurde: des Grafen Heirat.

In wenigen Worten sei diese seltsame Begebenheit erzählt. Nach zwei Bewerbungen um Cousinen, die aus den Gegebenheiten des Besuchs erwachsen, traf der Graf in Ebersdorf, dem Besitztum der Reuße, ein. Hier trat er die ersehnte Cousine an seinen Hallenser Freund, Heinrich XXIX. Reuß, ab. Dafür bat er des Freundes zarte Schwester Erdmuthe, seine Frau zu werden. Und diese willigte ein. Dabei muß allerdings gesagt werden, daß es bei Zinzendorf keine Zufälligkeiten gab. Dieser Vorgang galt ihm daher als von Gott geoffenbarter Weg. Ihm zu folgen, war des Reichsgrafen selbstverständliche Pflicht.

Auch über die Ehe an und für sich dachte Zinzendorf sehr nüchtern. In dreizehn Punkten schrieb der Graf einen Rechenschaftsbericht, der sich in seinen Paragraphen völlig dem göttlich-biblischen Gesetz und dem pietistisch-moralischen Verhaltensempfinden anpaßte.

Im September 1722 erst heiratete dann Zinzendorf in noch jungen Jahren die Komtesse Erdmuthe Reuß zu Ebersdorf. Bald darauf kam der Graf, der durch die Beziehungen seiner Mutter die Stellung eines sächsischen Hof- und Justizrats erhalten hatte, in die Landeshauptstadt Dresden. Von ihr jedoch hieß es zur damaligen Zeit: „Sie leben hier nicht einmal wie die ehrbaren Heiden, es geht nicht anders zu als zu Sodom und Gomorra“, oder auch an anderer Stelle: „Zu Sodom hätten sie noch nicht von solchen Sünden gewußt“. In diese Umwelt des Rausches, des Lasters und des bösen Rufs kamen nun Graf und Gräfin Zinzendorf, um durch bittere Jahre im Dienst der Sache Christi zu leben, um hier vorbereitend zu erfahren, was die Grundlage werden sollte für die spätere Zeit in der Nähe des Gutes Berthelsdorf.

Die sieben mageren Jahre

Für den Grafen war die Zeit in der sächsischen Hauptstadt eine Periode der Qual und der Not. Er kam sich vor wie in einem Gefängnis. Nie hatte er bisher eine härtere Geduldsprobe erleiden müssen. Wie konnte er auch wissen, daß all das zugleich eine unentbehrliche Vorbereitung für eine riesige, noch nicht erahnte Aufgabe sein sollte! Nun saß Zinzendorf „drei Treppen hoch in vier Stuben nach vorn heraus“ in dieser verrufenen Residenz, saß dort, gebunden an das Amt, das man ihm zugewiesen. Doch diese Aufgabe verblaßte vor dem Anliegen seines Herzens.

Zeit seines Lebens nämlich hatte der junge Graf versucht, Gemeinschaften zu bilden, Orden einsatzbereiter Christen zusammenzurufen, Gesellschaften von Jüngern Jesu zu gründen. Dieses gewichtige Anliegen trat immer in den Vordergrund, ob er in Amsterdam, in Paris, in Hennersdorf oder früher schon in Halle und Wittenberg weilte. Von der Sozietät der „Bekenner Christi“ und vom „Senfkornorden“ haben wir ja bereits in den vorhergehenden Kapiteln einiges gehört. Als Zinzendorf nun seinen Dienst in Dresden antrat, kam es ihm, dem seit je die selbstformulierte Devise: „Ich statuierere kein Christentum ohne Gemeinschaft“ heilig war, darauf an, auch in dieser Weltstadt an der Elbe im Gemeinschaftskreis Gottes Wort auszulegen und in Bibelstunden die Macht Christi zu bezeugen. Er sah die Menschen sich verlieren, sich einer nihilistischen Lebensform hingeben, sah sie dahinleben ohne tieferen Inhalt, sah sie vor allem ohne Bindung an Gott. Und zu den mancherlei Erfahrungen aus der Schüler- und Studentenzeit kamen die vielen Erkenntnisse, die er während seiner Bildungsreise gewonnen hatte, traten nun auch die mannigfachen Feststellungen, die ihm im kursächsischen Dresden das Herz beschwerten. Er sah, wie die Beobachtung und Beeinflussung der Kirchenpolitik, wie der Streit um Dogmen und Bekenntnisse, wie persönliche Beziehungen und gelehrte Polemik weit, weit wichtiger ge-

nommen wurden als das unverfälschte Streben nach lebendiger Gemeinde in Christo. Und so wuchs der junge Hofrat langsam in den kleinen Kreis der Beter, der über das ganze Deutsche Reich verbreitet war, hinein und half durch Fürbitte und bescheidenes Wirken, die geoffenbarten Wahrheiten im pietistischen Geiste zu verwirklichen. Zinzendorf wußte um menschliche Grenzen und hat seit je versucht, diese zu wahren. Die Liebe Jesu wurde ihm das Maß allen Strebens. Sicherlich, es muß hier abschließend bekannt werden, daß viele seiner Versuche — und nicht nur die aus der Dresdner Zeit — scheiterten oder sehr schnell wieder im Sande verliefen. Nie aber war sein Tun ohne nachhaltige Wirkung geblieben, wie viele Menschen mit Freuden bezeugten, die durch des Grafen Hilfe den Weg zum Heil gefunden hatten.

Doch in den Kreisen der Residenz, die auf weltlichem und geistlichem Gebiet den Ton angaben, hatte sich der Geheime Rat in das denkbar schlechteste Licht gesetzt. Und weshalb, fragen wir unwillkürlich, da die bisher aufgezählten „Schlechtigkeiten“ doch keinen ausreichenden Grund für eine solche vernichtende Kritik zeigen dürften? Nun, weil einmal natürlich sein Verhalten und sein Handeln Aufruhr erregten, doch vor allem deshalb, weil Zinzendorfs Rechtsprechung als kursächsischer Justizrat eine völlig andere als die sonst übliche war. Er ging von wohlwollender Versöhnung aus und versuchte auch da noch Frieden zu stiften, einen Ausgleich zu gewinnen und von den positiven Ansätzen her zu urteilen, wo — in der allgemeinen Justizpflege — „Hopfen und Malz verloren“ waren. Und auch dies trug zur Verkennung seines Wesens und Handelns bei: Zinzendorf suchte Gemeinschaft mit Bösen und Verkommenen, mit Gemeinen und Irrenden, mit — ja, auch das tat er — „großen Huren vornehmen Standes“, die alle den Weg der Buße, den schmalen Pfad zu Jesus gingen. Und schließlich mißfiel den Menschen von Geltung, daß der Graf ein Außenseiter, ein Eidverweigerer und überhaupt ein Mensch war, der sich nicht so verhielt,

wie es einem „Edelmanne seines Namens“ würdig war. Und schließlich gab es noch einen sehr gewichtigen Grund, der Zinzendorf allenthalben anecken ließ: er verlegte im „Teutschen Sokrates“ ein Blatt, das die Wahrheit aufzeigte und allen Lug und Trug von Staat und offizieller Kirche aufdeckte. Zwar gab der Graf diese Zeitschrift anonym heraus, aber jedermann wußte, wer dieser „ehrliche Teutsche“ war, der sich zum Anwalt der Wahrheit und Ehrlichkeit, aber auch zum Bewahrer des Guten und Echten machte.

Wenn wir nun hinzusetzen, daß Zinzendorf ein armer Mann war, der manches Mal seine gütige Großmutter in Hennersdorf um Hilfe und Zuschuß bitten mußte, dann verstehen wir sicherlich besser, daß es Graf und Gräfin Zinzendorf nach diesen „sieben mageren Jahren“ in Dresden nicht schwer wurde, diese prunkvolle Stadt des Lasters unter Verzicht auf das ohnehin unbesoldete Amt eines Hof- und Justizrats endgültig zu verlassen. Doch wohin sollten sie gehen? Diese Sorge wurde ihnen genommen; denn die Großmutter Gersdorff hatte ihrem Enkel vor Jahren das kleine Gut Berthelsdorf überschrieben. Dorthin nun ging das noch junge, kinderlose Paar, um am Hutberg in der Nähe der alten Wasserburg von Hennersdorf, der Stätte von Zinzendorfs Kindheit, ein neues Leben zu beginnen. Dort wollte der Graf im Kreis von Brüdern wirken, die von jenseits des nahen Gebirges um ihres Glaubens willen gewichen waren, um hier in Freiheit ihrem Herrn und Heiland dienen zu können.

Gottes unbegreifliche Gnade

Eine kleine Gemeinde aus zumeist jungen Menschen war unweit des Gutes Berthelsdorf emporgewachsen. Der Graf hatte ihnen die Erlaubnis gegeben, auf dem alten Gersdorffschen Boden wieder ansässig zu werden. Doch wer waren diese Menschen, die ein gewalttätiges Regime aus

ihrer angestammten Heimat vertrieben hatte? Zunächst waren es nur Böhmen und Mähren gewesen, die sich durch die Jahrzehnte hin nicht unter das Joch der jesuitischen Fron beugen ließen und erst in dem Augenblick das Geburtsland verließen, als es um das nackte Leben ging. Zu dieser Schar waren bald andere Flüchtende gekommen, die anderen Bekenntnissen zugetan waren und aus verschiedenen Landschaften der deutschen Krone zuwanderten. So gab es am Hutberg also keine einheitliche Religionsauffassung, im Gegenteil, jeder neue Siedler hatte sich seine Konfession bewahrt, deren jede im allgemeinen — dem Geist der Zeit gemäß — sich nicht nur von den anderen unterschied, sondern oft auch in kämpferischen Auseinandersetzungen behauptet werden mußte. So bot sich dem ankommenden Grafen ein sehr uneinheitliches Bild, da der Ortspfarrer bisher keine befriedigende Klärung herbeiführen konnte. Hier setzte Zinzendorf ein. Und Johann Andreas Rothe, der Pastor von Berthelsdorf, war sein getreuer Helfer.

Innerhalb einer recht kurzen Zeit vermochten sie es, unter den Gläubigen einen allumfassenden und gemeinschaftlichen Geist echter Jesusliebe zu erzeugen, so daß auf diese Weise Lehrunterschiede nach und nach zurückgedrängt wurden. Diese Mission des Grafen lief ungetrübt einem klar erkennbaren Ziel entgegen. Er forderte um Jesu willen die Zurückstellung der Besonderheiten und die Zusammenfassung all jener Anliegen, die ihnen gemeinsam waren. Mit heiligem Eifer verfocht Zinzendorf diesen Gedanken. Und all die Menschen, die auf seinem Grund zu Lehen saßen, verspürten die Echtheit seiner Gesinnung und folgten dem Gebot der Stunde. Unter ständiger Anrufung Gottes bestätigten sie sich diese Einmütigkeit; es war im Mai des Jahres 1727. Der Graf hielt eine drei Stunden lange Rede, in der er die allgemeine Befriedigung aufzeigte. Neben den Dank für das Vergangene stellte er die Mahnung für die Zukunft. Und schließlich bat er die Versammlung, diesen „mit so vielen Mühen erreichten

und sichtlich gesegneten Zustand durch einen Bund“ zu festigen. Seine Worte fanden Gehör. Da war niemand, der sich diesem Vorschlag entgegenstellte. Und so kam es dann zu jenem denkwürdigen 13. August des gleichen Jahres, an dem Nicolaus Ludwig Zinzendorf zur Bekräftigung dieser neuen brüderlichen Gesinnung die Siedler am Hutberg in der nahen Berthelsdorfer Kirche versammelte, um mit allen gemeinsam zum Tische des Herrn zu gehen und das Abendmahl zu feiern, um schließlich zu geloben, nichts weiter als „Brüder“ zu sein. Fortan nannten sie sich in ihrer Lebens- und Arbeitsverbundenheit „Brüdergemeinde von Herrnhut“ und galten zunächst einmal als eine Gruppe innerhalb der lutherischen Kirchengemeinde Berthelsdorf. Den neuen Geist der Gemeinde drückt so innig jenes Zinzendorfsche Lied aus, von dem zwei Strophen in der Liederauswahl am Schluß dieser Arbeit zu finden sind: „Herz und Herz vereint zusammen“.

Die Überwindung aller konfessionellen Zwiespälte — selten genug in der Kirchengeschichte bezeugt — konnte nur geschehen unter der Gnade Gottes durch jene tiefgläubige Liebe zu dem allen gemeinsamen Herrn Jesus Christus, der ihnen alleiniger Heiland war, dessen unbestrittener Führung sie sich ab jetzt gemeinsam unterstellten für Tag und Nacht, für Leben und Tod.

Wie aber kam es überhaupt dazu, daß an der staubigen Landstraße von Zittau nach Löbau in der Lausitz jene Siedlung „unter der Hut des Herrn“ erstand?

Der Graf hatte einmal gesagt: „Mein Herz wallt mir, und meine Augen laufen voll Tränen, wenn ich an Euch gedenke, Ihr lieben Brüder.“ Und Zinzendorf meinte nicht nur die lebenden Geschwister nah und fern, sondern auch die toten Glieder dieser Gemeinschaften, die als Märtyrer während dreier Jahrhunderte ihr Tun und ihr Bekennen mit dem Tode besiegelt hatten.

Wir entsinnen uns, daß schon im ersten Kapitel gesagt wurde, daß die mährische Brüderkirche durch die Verträge von Osnabrück und Münster (1648) ausgelöscht worden

war. Dennoch gab es hier und da gläubige Menschen, die treu zu den alten Grundsätzen der „Unitas Fratrum“ hielten, deren sichtbare Gestalt in Böhmen und Mähren das Ende des Dreißigjährigen Krieges vernichtete. Aber das Leben der Gläubigen, die nun vogelfrei, zudem als Ketzer und Satansdiener verschrien waren, konnte nicht überall erstickt werden. Es setzte sich fort, entzogen dem polizeilichen und militärischen Blick, es wirkte weiter in Vater, Sohn und Enkel, trotz Katakombe und Verdammung. Schweigend und beharrlich dienten die „Brüder“, wie der alte Glaube es befahl.

In jene Zeit der mährischen Brüderkirchen=Verfolgung wurde *Christian David* hineingeboren. Er war Katholik. Zu Senftleben in Mähren kam er 1690 zur Welt. Ihm müssen hier einige Zeilen gewidmet werden, weil die Entstehung Herrnhuts ohne sein Zutun nicht möglich gewesen wäre. Ihn beseelten eine ererbte Unruhe und tiefes Verständnis für alle Fragen des Glaubens. So erwachte er eines Tages aus der Beschaulichkeit seines Hirtendaseins. Mitten in die Auseinandersetzung zwischen katholischem und evangelischem Bekenntnis wurde er hineingestellt. Erst unsicher hin und her schwankend, zeigte ihm das Studium der Bibel den neuen Weg. Mit unwiderstehlicher Gewalt riß es ihn vorwärts zu jenem letzten Schritt, der zugleich ein erster wurde: er trat zum evangelischen Glauben über und predigte ihn.

Durch alle Lande Mitteleuropas ging sein Weg, ehe er sich der Not Böhmens und Mährens besonders erbarmte. Er suchte Mittel und Möglichkeiten, den bedrängten Brüdern irgendwo in der Welt zu einem geschützten Plätzchen zu verhelfen, an dem sie ihres Glaubens ungehindert leben konnten. Diese Hilfe suchten die Verfolgten bei *Christian David*. So kam er durch Vermittlung des Pfarrers Scheffer von Görlitz eines Tages zum Grafen von Zinzendorf, um ihn um Grund und Boden zu bitten für eine kleine Ansiedlung seiner auf den Tod bedrängten Brüder der heimatlichen Kirche. Gern gab Zinzendorf die Erlaubnis. *David*

ging nach Mähren zurück und kehrte wieder mit zehn Menschen, die hier einer hoffnungsvollen Zukunft entgegenharrten. Bald folgte dann ein größerer Trupp, dem sich nach und nach weitere anschlossen.

Am Hutberg fällt Christian David am 17. Juni 1722 den ersten Baum, der zum Grundpfeiler jener von Gott so begnadeten Gemeinde wurde. Ihr Name „Herrnhut“ ist sehr bald zu einem Weltbegriff geworden. Als der Graf einmal im Winter zur Großmutter nach Hennersdorf fuhr, gewährte er jenes einzelne Haus an der Straße von Berthelsdorf, das er noch nicht kannte. Er ließ halten und ging mit der Gräfin und dem Hallenser Freund Watteville in die kärglich ausgestattete Stube. Im Gespräch mit den mährischen Flüchtlingen wurde ihm, dem Grundherrn dieses Stückchens Erde, recht eigenartig zumute. Er glaubte, einen Ruf Gottes zu verspüren. So kniete er nieder und dankte dem Herrn. Um ihn herum senkten sich die Knie auf die rauhen Bohlen des frischen Bodens. Das erste „Brüdergebet“ war gesprochen.

Aus diesem Haus wurden in fünf Jahren bereits 32, aus zehn Menschen im Laufe derselben Zeit 300. Und nicht nur mährische und böhmische Brüder der über alle Welt verstreuten „Unitas Fratrum“ kamen herzu, sondern auch — wie schon angedeutet — schlesische und andere Sektierer. Aus allen Landschaften eilten die Querulanten herbei, um unter der „Hut des Herrn“ zu arbeiten, ungestört, ihrem Glauben gemäß. Der Flecken — er war inzwischen Herrnhut getauft — stieg an Häuser- und Einwohnerzahl beträchtlich an, erreichte gar in seiner Blütezeit 70 Häuser mit 800 Einwohnern. Als die Zahl dann so hoch gestiegen war, erwachsen vielerlei Schwierigkeiten, weil die Vielheit der Herkunft, der Landschaft, der Konfession vor allem ein einheitliches Gemeindeleben gefährdete, ja, schier unmöglich zu machen schien. Soweit diese Schwierigkeiten geistiger Natur waren, wurden sie durch die Ereignisse des Jahres 1727 überwunden. Doch für den weltlichen Sektor ergab sich die Notwendigkeit gewisser

Pflichten, die ausgeübt werden mußten und als Ämter zu verteilen waren. Da erstand auf einmal so etwas wie eine gut durchorganisierte Verwaltungsinstanz. Es gab die Aufseher für allgemeine Ordnung, die Ermahner für Schlichtung von Streit und für gütige Beilegung. Es gab die Almosenpfleger für Nothilfe und Prüfungen von besonders ernsten Fällen. Daneben waren die einfachen Helfer als Ratspersonen auf allen Gebieten tätig; schließlich müssen die Lehrer und Krankenwärter genannt werden. Das sind zwar weltliche Posten, geschaffen, um Ordnung, Sicherheit, Ruhe und Aufsicht zu haben, aber in und aus ihnen lebte ein barmherziger Geist echter Nächstenliebe.

Unter dem Kreuz

1727! Ein gewichtiges Jahr, wie wir gesehen haben. Zudem das Geburtsjahr des ersten Zinzendorfschen Kindes, das die Namen Christian Renatus erhielt. Doch zugleich darf nicht übersehen werden, daß mit diesem Abendmahl der Versöhnung wohl die innere Befriedung erreicht war; nicht aber konnte verhindert werden, daß die vielfältigen Belange der Außenwelt das kommende Jahrzehnt für die Brüdergemeine von Herrnhut zu einem sehr schweren machten, wobei sie die Last des Kreuzes am eigenen Leibe zu spüren bekam.

Es ist politisch gesehen die Zeit, in der die Salzburger ihre Heimat verließen und durch die mitteldeutschen Lande in den Nordosten zogen. Es ist die Zeit, in der Sachsens Kurfürst, August der Starke, sein Ende nahen fühlte. Es ist die Zeit, in der Preußens Kronprinz in der Küstriner Zitadelle lag und die junge Maria Theresia sich auf ihr hohes kaiserliches Amt vorbereitete. Es ist die Zeit, in der Isaac Newton, Lessing, Linné und Johann Sebastian Bach lebten und wirkten. Es ist nicht zuletzt die Zeit, in der die westliche Aufklärung ihren Siegeszug durch Europa hielt.

Es ist leider nicht möglich, auf diesem beschränkten Raum nun eine Beschreibung des brüderlichen Lebens von Herrnhut im einzelnen zu geben. Zinzendorfs Bild als des Herolds wahrer Jesusliebe soll gezeichnet werden. Diese Liebe dokumentierte sich allerdings am ehesten und besten in der Brüdergemeine, deren eigentliches Leben eben in der Gemeinschaft bestand und besteht. Und wir wissen, daß sie nie durch einen einzelnen Menschen ersetzt oder auch nur verkörpert werden kann; denn es war jener alle beseligende Geist, der sich in von Gott geschenkter Offenbarung zeigte, der, alle umfassend und alle ergreifend, erst das Leben schuf, das der brüderlichen Gemeinschaft seit je zugeschrieben wird. Der Graf aber war kein Herr über Brüder, sondern stets nur ihr Diener und Vater und beugte sich wohl tiefer als andere unter die allmächtige Gnade wie auch unter das scharfe Schwert des Herrn. So sagte er öfters Worte wie diese: „Euch aber, denen gegeben ist zu wissen das Geheimnis des Reiches Christi, sage ich, daß ich euer Vorsteher nicht bin, sondern Christus.“ Das zu wissen und stets im Herzen zu bewahren, war des Grafen besonderes Anliegen. Stets wußte Zinzendorf, daß auch er ein Sünder war, trotz aller großen Tat und edlen Haltung und nie versiegender Jesusliebe. Ja, nur zu genau wußte er, daß alle Menschen vor dem Herrn Jesus „Bettelleute und arme Sünder“ waren und sind.

Auch der großen Wandlung der Gräfin kann hier nur kurz gedacht werden. Sie kam ja aus der Welt und Weite standesherrlicher Umgebung und folgte ihrem Manne als treue Weggenossin durch das Leben. Sie ging mit ihm den gewiß zunächst sehr dornenvollen Weg zu den Herzen der Geschwister von Herrnhut, sie ging ihn freiwillig und, wie es schien, von Gott gewiesen und geführt.

Obwohl auch Zinzendorf ein Mensch mit Fehlern und Mängeln war, traten bei ihm die Schattenseiten zurück vor der Großartigkeit seines Handelns, seines Denkens und seiner Empfindungen. Früh schon hatte der Graf gesungen:

„Geschwister, ihr erlaubt mir schon,
daß ich euch kurz erklär':
Ich hab' nur eine Passion,
und das ist Er, nur Er.“

Immer für seinen Herrn und Heiland tätig, aus ihm Lebens- und Liebeskräfte empfangend, hatte der Graf schon als Kind einen ewigen Bund mit dem Heiland geschlossen. Zinzendorf schrieb später einmal über seine Jugendzeit: „In meinem vierten Jahre fing ich an, Gott mit Ernst zu suchen; sonderlich ist aber von der Zeit an mein beständiger Vorsatz gewesen, ein treuer Diener des gekreuzigten Jesu zu werden. Als ein Kind lernte ich ihn lieben, hörte ihn vieltausendmal im Herzen und sah ihn mit den Augen des Glaubens. Wenn ich von meinem Schöpfer erzählen hörte, daß er ein Mensch geworden sei, so ergriff mich das sehr. Ich dachte bei mir selber: ‚Wenn der liebe Herr auch von sonst niemand geachtet wird, so will ich doch an ihm hängen und mit ihm leben und sterben.‘ So bin ich viele Jahre kinderhaft mit ihm umgegangen und habe stundenlang mit ihm geredet und bin in diesen Gedanken wohl fünfzigmal die Stube auf- und abgegangen.“

Der Graf, der als Junge an Christus geschriebene Briefe hoffnungsfroh aus dem Fenster warf, ging seinen Weg von Stufe zu Stufe, aus Kindheit und Jugend zu männlicher Reife und zu jener frühen Erkenntnis, daß „die Liebe des begnadeten Sünders zum Heiland in allen Konfessionen verbreitet und das eigentliche Salz der Kirchengemeinschaften sei, gegen welches die Lehrunterschiede zurücktreten“ müßten. Diese im frühen Alter gewonnene Erfahrung ebnete den Weg zu einer Gemeinschaftsreligion, die schließlich ihre Verwirklichung fand in der Brüdergemeine zu Herrnhut. Der Graf aber zählte erst siebenundzwanzig Jahre, als das neue Leben am Hutberg begann

Stephan Hirzel verdanken wir eine sehr ausführliche

Darstellung Zinzendorfs und der Brüdergemeine. In seinem umfangreichen Buche „Der Graf und die Brüder“ begegnen wir Zinzendorf im Kreis der Geschwister unter besonderer Berücksichtigung des Zeitkolorits, das in den anderen Darstellungen zugunsten anderer Gesichtspunkte weit zurücktritt.

Der Graf von Zinzendorf, wohlgewachsen und von aristokratischer Haltung und Erscheinung, war Dichter, Schriftsteller und Redner, war Helfer und Vorsteher seiner Gemeine, war Grundherr auf Hunderten von Morgen Acker und Wald, war Sonderling und Mitmensch zugleich, war Prediger und Seelsorger. Er gab seinen Bauern, den Hörigen, die Freiheit und löste sie aus dem Knechtschaftsverhältnis. Er war in seinem Stande würdig und stolz; dennoch tat er den geringsten Dienst unter den Brüdern. Er war wenig mit geldlichen Mitteln gesegnet und spendete dennoch groß- und freizügig. Er ging zu Fuß und hielt einen fremden Wagen an, wenn sein Reisegeld zu Ende war, — und ihm lagen lange Reisen am Herzen, wie sie ja dann auch die späteren Umstände gewaltsam von ihm forderten. Er lieh sich übrigens auch Geld von Bauern, das er möglichst umgehend zurückgab. In Selbstverständlichkeit, ja, in einer gewissen Naivität, von einem gottseligen Geheimnis umwoben, ging er über diese Welt, wuchs er in seine Gemeine, blieb er im „glücklichen Gemisch von Volkstümmlichkeit und Unnahbarkeit“ der gottbegnadete Leiter und Diener seiner Geschwister und späterhin auch Bischof der erneuerten mährischen Kirche. Zinzendorf war gern bereit, ihm nachgewiesene Fehler als solche zu erkennen und dies vor versammelter Gemeinschaft zu bestätigen. Er hielt seine Andachten und Predigten, seine Reden und Verteidigungen auf geniale Weise ohne Vorbereitung. So sagte er einmal: „Wenn ich ein Wort Gottes höre, lese, ausspreche, so folgen die Gedanken oder Worte von selbst nach, die dazugehören.“ Auch war der Graf keineswegs einseitig oder übertrieben fromm oder gar frömmelnd, wie es häufig hier und da heißt, sondern er

diente als ein Mensch, der mitten im Leben stand, der nicht frei war von Eitelkeit und Hochmut, der aber immer das Kreuz des Herrn spürte und fühlte, was wir Menschen der Gegenwart so oft vergessen.

Diese auf Hirzel fußende Darstellung vermag so recht das echte Lebensgefühl Zinzendorfs herauszustellen. Sie bewahrt uns davor, in dem Grafen, dem jungen vor allem, einen Heiligen zu sehen, der in mönchischer Abgeschlossenheit zu Berthelsdorf gedient hätte.

Die Ehe des jungen Gutsherrn hatte zwar unter eigenartigen Umständen begonnen, sie hatte sich aber bewährt. Aus einem Schriftstück geht hervor, wie sehr er seiner Frau Dank schuldete. Er hat stets voller Anerkennung zu ihr emporgeschaut. Dabei war dieser Weg in die Gemeinschaft von Herrnhut der Gräfin Erdmuthes keineswegs leicht geworden. Jene zarte Frau, die ihrem Manne eine gehorsame Gehilfin wurde, gebar zudem nach jahrelanger Kinderlosigkeit zwölf Jungen und Mädchen, von denen sie neun unter traurigsten Umständen wieder verlieren mußte.

Nun noch einiges zur Gemeinde. „Allen anderen Menschen sollen sie so tun, wie sie gegen sich selbst gern gehandelt sähen“, so hieß es in der Herrnhuter Gemeindeordnung. Es war der Grundsatz christlicher Nächstenliebe, wenn auch in umschriebener Form. Nach diesem Satz lebten die einzelnen Glieder untereinander. Das gesamte Leben mit all seinen Kleinigkeiten und Schwierigkeiten vollzog sich im Wissen um die Gnade Gottes und aus einer tiefen Ergebenheit gegenüber Jesus, dem Heiland. Es hieß doch: „Man muß dem Heiland sowohl im Kleinen als im Großen Treue beweisen und pünktlich sein“ und an anderer Stelle: „Es schicken sich gewisse Sachen nicht für uns, darüber ich bei anderen Kindern Gottes und Freunden den Mund nicht auf tun wollte; aber uns tun sie Schaden, sie unterminieren unsere Sache.“

Das Leben in der Gemeinde ging seinen Gang, von der Frühe bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen. Der große Gemeindesaal wurde zum Betsaal, in dem man sich

zum Liebesmahl versammelte. Man feierte das Abendmahl unter dem Gesang der Gemeinde. An dieser Stätte der Brüder- und Schwesternschaft aber vollzog sich zugleich das gesamte Leben der Bewohner; denn sie diente nicht nur als Betraum, als kirchlicher Versammlungsraum, sondern auch als Rathaus und als Gemeindehaus. Sie barg allerdings keinen Altar, auch keine Kanzel, keine Orgel, nicht einmal ein Kreuz, und es war doch Kirche durch den Heiligen Geist, der in diesem geweihten Raum segnend spürbar wurde.

Die Verwaltung der Gemeinde lag in den Händen von zwölf Ältesten. Jegliches Amt war nebenberuflich und ohne Entschädigung. Generalältester aber war Jesus Christus, auf eigenartige Weise auf der Londoner Synodalkonferenz 1741 durch Losung den Gliedern anheimgegeben. Losungen? Ja, Los und Losung spielten in Herrnhut eine entscheidende Rolle. So wurde das Los als göttliche Entscheidung gebraucht. Das wurde später oft zum Stein des Anstoßes oder gar zum Verhängnis; denn nicht nur Ehen wurden durchs Los geschlossen, sondern auch Zeitereignisse damit befragt. Über die Losungen — eine andere Art göttlichen Zuspruchs — erfahren wir noch Näheres im Anschluß an dieses Lebensbild (S. 63 ff.).

Mit tausendfältigen Schwierigkeiten hatte der Graf zu kämpfen. Mit ungeheuerlichen Fragen mußte er sich befassen. So kam er nie ganz zur Ruhe. Und kein Tag verging ohne rechte Mühe. Oft wurde er bis zur Verzweiflung getrieben, und nur durch ein als göttliche Offenbarung empfundenes Geschehen — sei es Los oder Geschenk, Traum oder Tat, Brief oder Nachricht — kam er wieder auf die rechte Bahn, um Unabwendbares zu tragen und ohne Murren hinzunehmen. So blieb er stets bereit zu jeglichem Einsatz für Christus und für die Brüder. Die Jahre gingen dahin. Zinzendorfs Name trat in das Licht der Öffentlichkeit. Über den neuen Ort Herrnhut gingen wundersame Geschichten um. Aber die Arbeit schritt weiter. Und erste Gönner erstanden der Gemeinde. Der Brüder

Erziehungs- und Verwaltungsfragen und -grundsätze brachten sogar weltlichen Ruhm und weltweite Anerkennung. Davon allerdings wollten die Herrnhuter nichts wissen. Sie hatten sie auch nie gesucht.

Wie schon angedeutet, die Gemeinde wuchs. 1740 erreichte sie ihre größte Ausdehnung. Dazu muß aber hier nachdrücklichst gesagt werden, daß dieser Zuwachs einer Bekehrung eines jeden einzelnen Neulings gleichkam, da es zugleich auch übergenuß an Feinden Herrnhuts gab. Wer sich für diese neue, allgemein befehdete Gemeinde entschied, ließ damit das bisher gesicherte Leben der wohlgeordneten, bürgerlich-moralisch fundierten Bahn geachteter Staatskirchlichkeit hinter sich, um sich in einen „Hexenkessel“ zu begeben, der von einer „nichtgläubigen, ja, ungöttlichen Schar von Laien und Flüchtlingen“ angefüllt war.

Doch, wie schon erwähnt, auch Gönner gab es. Zinzendorfs persönliche Überzeugungskraft und der Geist seiner Gemeinde schufen sich Freunde, zumindest aber Beobachter, die bereit waren, einen Blick zu werfen in jene seltsame Gemeinschaft von handarbeitenden Menschen, die sich gegenseitig Helfer und Seelsorger waren. Es seien hier wenigstens einige Namen genannt. Da gab es den „frommen Leutnant“, einen preußischen Herrn von Peistel, der von der Art des brüderlichen Dienstes so angezogen wurde, daß er den Abschied nahm, um Herrnhuter Bruder zu werden. Da war August Gottlieb Spangenberg, der spätere Nachfolger des Grafen, und da war Abraham Dürninger, der Wirtschaftsreformer der Gemeinde.

Diese freudevollen Ereignisse trösteten den Grafen, wenn er in arger Anfechtung stand, weil Behörden, Beamte, Theologen und Kommissionen ihm nicht einmal das nackte Leben gönnten. Immer wieder drohte der Fall Herrnhut politisch zu werden, immer wieder kamen und gingen Untersuchungsbeauftragte, immer wieder wurden Akten angelegt und abgelegt. Der Kampf um dieses Dorf am Hutberg schien nie enden zu sollen. Üble Nachrede

entstand hier und da. Denunziationen und mancherlei Streitschriften waren an der Tagesordnung. So gestand der Graf einmal in jenen Jahren, in denen er sich im Gefecht mit den öffentlichen Meinungen befand: „Ich weiß ja, was ich für Lästerungen, Verleumdungen und Beurteilungen erfahren.“ Es waren ja nicht nur die lutherischen Orthodoxen und die Jesuiten, die den Reichsgrafen und seine schlichte Gründung auf allen Fronten bekämpften und angriffen, sondern besonders belastend kam — wie schon kurz erwähnt — die Aufklärung des Westens als philosophische, geistige und politische Macht hinzu. Immer mehr steigerten sich die Widerstände. Die Person des Grafen aber wurde das Ziel, auf das die große Schar der Feinde und der Gehässigen ihre giftigen Pfeile richteten. So kam es schließlich — es war im November 1732 —, daß Zinzendorf ein königlich-polnisches Schreiben aus Warschau in der Hand hielt, in dem August der Starke seinem Untertanen befahl, sein Gut sofort zu verkaufen und das Land zu verlassen. Als Grund ließ der Landesherr ihm mitteilen: „wegen der unanständigen und bedenklichen Aufführung“. Dieses war nun ein erster Höhepunkt äußerer Feindseligkeiten, dem allerdings bald weitere folgen sollten. Was aber tat der Graf? Nun, er überschrieb die Besitzung in Sachsen seiner Frau und ging auf eine schon lange vorbereitete Reise. Damit war vorerst der königlichen Forderung Genüge getan.

Doch was der König angeordnet hatte, genügte den Kritikern und Feinden Zinzendorfs nicht. Sie wollten mehr, sie wollten die Auslöschung dessen, was der Graf geschaffen, ja, sie wollten die Vernichtung nicht nur der Schöpfung, sondern auch des Schöpfers, vor dem sie sich noch fürchteten, obwohl er Tausende von Meilen entfernt war. Und diese Kreise wühlten weiter. Als daher der Silvester 1735 heranrückte, braute man bereits in den Konsistorien und Amtsstuben Dresdens erneut an jenem Gifttrank, der für den abwesenden Grafen von Zinzendorf gedacht war. Die vor drei Jahren geschehenen Dinge kramte man wieder

heraus, verstärkt durch neue „Beweise gräflicher Untugenden“. Mit raschen Schritten nahte das Unheil. Anlaß dazu wurde die Entdeckung einer religiösen Hausgesellschaft im nahen Zittau. Untersuchungen tagten und befragten und brachten schließlich beim Hofe in Warschau eine Forderung ein, der sich der Landesherr nicht verschließen konnte. So wurde Zinzendorf abermals, nun endgültig, des Landes verwiesen. In Kassel erfuhr der aus Holland kommende Graf davon; in Ebersdorf, auf dem Boden der Reuße, erhielt er den Ausweisungsbefehl seines Fürsten. Das war bitter für einen Mann, dessen ganze Liebe seinem Heiland galt, dem Heiland, dem man in Herrnhut eine Gemeinschaft geweiht hatte. Doch diese Forderung hatte auch ihr Gutes, gestand sich der Graf ein; denn nun galt es, sich in Herrnhut zu bewähren, ohne Zinzendorf in der Gemeinde zu haben.

Der Brüderbischof von Herrnhut

Der heutige Christ ist geneigt, die Mitarbeit der Laien im Rahmen der kirchlichen und gemeinschaftlichen Kreise als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Er macht sich oft nicht klar, welche Nöte und Kämpfe vorausgingen, um diesen Zustand als rechtmäßig und gültig anerkannt zu wissen. Uns ist Dienst im Weinberg des Herrn ohne das Laienelement gar nicht mehr denkbar, wobei besonders auch auf die großen Kirchentage hingewiesen sei.

Zur Zeit Zinzendorfs aber, als das herrnhutische Leben erwachte, war es der ordinierten Geistlichkeit und auch den staatlichen Behörden ein Dorn im Auge, daß Laien das Wort Gottes predigen und sogar auslegen durften. Auch den Grafen trafen diese Anwürfe, ihn besonders scharf, da er im Mittelpunkt einer Schar stand, die rechts gar nicht mehr existierte. Zinzendorf aber lag im Grunde sehr daran, die Brüdergemeinde anerkannt zu sehen. Viele Bemühungen, denen er sich unterzog, blieben erfolglos. Ihm blieb für seine Person ein Ausweg. Ihn wollte er begehnen. Er

mußte selbst rechtmäßiger evangelischer Pfarrer werden. Das war nicht ganz einfach, da Zinzendorf ja nie ein ordentliches theologisches Studium absolviert hatte. Der des Landes verwiesene Graf verfiel auf den verführerischen Gedanken, auch ohne ordentliches Studium um die Anerkennung als Geistlicher zu kämpfen.

Er begab sich an die Ostsee, nach Stralsund, wo er sich als ein Herr von Freideck — dieser Name stand ihm rechts zu — niederließ. Sehr bald schon übernahm er eine freie Hauslehrerstelle im Hause des reichen Kaufherrn Albrecht Ehrenfried Richter, der später selbst ein Anhänger Herrnhuts wurde. Er bekam die Aufgabe, die Kinder des Kaufmanns zu unterrichten. Dies tat er ohne Tadel. Man hielt ihn in Stralsund für einen Kandidaten der Gottesgelehrtheit, und Zinzendorf-Freideck nutzte diese Auffassung, sich der örtlichen Geistlichkeit als Pfarrvertreter zum Gottesdiensthalten zu empfehlen. Nach den Predigten meinten die Theologen, aus ihrer reichen Erfahrung und ihrem fundamentalen Wissen schöpfend, daß der fremde Herr Kandidat unbedingt eine „sehr beachtliche Eignung“ zum Beruf des Pfarrers hätte. Beim hohen Konsistorium wegen der Examination vorstellig geworden, erhielt der immerhin recht mutige Graf auch eine Vorladung zum Prüfungstermin. Er erschien fristgemäß und bestand das Examen vorschriftsmäßig. Von nun an predigte er in den backsteingotischen Kirchen der Ostseestadt. Doch bald schon verließ er die Stätte seines Examens und seines Inkognitos und begab sich in den Süden des Reiches. In Württemberg wollte er aus dem Stand des Hilfsgeistlichen aufsteigen. So predigte er vornehmlich in Tübingen. Dort wurde er dann auch an der Hospitalkirche in das Amt eines Pfarrers eingeführt. Nun war er mit Fug und Recht in den geistlichen Stand aufgenommen.

Es soll hier nicht verhehlt werden, daß dieser ungewöhnliche Schritt und Weg zum Pastorenberuf in deutschen Landen nicht nur Aufsehen und Anerkennung, sondern vor allem auch viel Streit und Gehässigkeit heraufbeschwor.

Und so konnte durch diese Aktion, die natürlich nicht geheim blieb und ja auch nicht geheim bleiben sollte, des Grafen ohnehin schlechter Ruf und Leumund keinesfalls verbessert werden. Der des Landes Verwiesene, der auch diesen Schritt aus letzter Verantwortung vor Gott tat, irrte durch Europa, besuchte Livland, Österreich, Holland, England und ging sogar später nach Westindien und Amerika, arbeitete unentwegt am Leben der Gemeinen, gründete und gestaltete neue Niederlassungen, bat und flehte für sie zu Gott. Den wohlvorbereiteten Schritt, um ordiniertes Geistlicher zu werden, aber verzieh ihm die Welt genauso wenig wie seine Gründungen allüberall. Bis an sein Lebensende blieb dieser Vorwurf bestehen.

Nach einem wohlwollenden Gespräch mit dem preußischen König in Wusterhausen in der Mark kam es dann soweit, daß der aus altem mährischen Geschlecht stammende Berliner Oberhofprediger Daniel Ernst Jablonski, übrigens ein Enkel des vielgerühmten Johann Amos Comenius, den Pfarrer und Grafen von Zinzendorf nach vorher erfolgter Prüfung auf „Rechtgläubigkeit“ seitens zweier Berliner Pröpste am 20. Mai 1737 zum Bischof der nunmehr erneuerten mährischen Kirche ordinierte. Dies war ein Freudentag für die Gemeinen in allen Landen, den unter den geistlichen Würdenträgern des Abendlandes nur der Erzbischof von Canterbury mitzufühlen schien; denn außer von diesem liefen keinerlei Glückwunschschriften in Herrnhut oder Ebersdorf ein.

Und so kam es, daß nun Zinzendorf, der seinen Säbel, ein Adelsprivileg, nicht mehr trug, in nachfolgender Weise unterzeichnete: Ludovicus Ecclesiae Moravo-Slavicae Episcopus.

Im hessischen Exil

Das Herz Zinzendorfs trug schwer an der Last der Ereignisse. Denn neben Bischofsstreit, Verweisung aus der Heimat und den Dutzenden von polemischen Schriften

stand vor seiner Seele ja jenes „Patent“ der sächsischen Behörden. Diese Anordnung kam einem Verhängnis gleich. Es verursachte den tiefsten Eingriff in das Leben Herrnhuts. Und was besagte dieses Patent? Alles, was nicht mit der lutherischen Auffassung der kursächsischen Geistlichkeit jener Tage im Einklang stand, wurde aufgehoben. Viele Brüder mußten das Land verlassen, in dem sie seit kurzem Zuflucht gefunden hatten. Kein Landfremder durfte mehr in Herrnhut aufgenommen werden. Nur Luthers Katechismus, das Zittauer Gesangbuch und das Wirken ordinierter Pfarrer wurden zugelassen bzw. angeordnet. Das war ein harter Schlag. Selbstverständlich durfte kein Laie mehr predigen, Andachten halten, die Bibel auslegen. Orthodoxer Geist gewann Raum. Dresdner Konsistorien befahlen. Der Landesfürst genehmigte die ihm vorgelegten Anweisungen. Das Kreuz Christi aber und des Herrn Wort wurden in die vorgefaßte Form der herrschenden Theologie gepreßt und des tragenden Geistes Herrnhutischer Prägung beraubt.

Damit war das junge Werk der Brüdergemeinde offiziell ausgelöscht, dem Gesetz und dem Namen nach. Zwar hätte die Unterzeichnung eines Extraprotokolls durch den Grafen Zinzendorf sowohl seine Verbannung als auch das Patent aufgehoben. Doch wie durfte er „seine Verfehlungen“ einsehen und das getane Werk als falsch bezeichnen! So blieb der Bischof um des erkannten wahren Glaubens willen in dem seit Jahren währenden Exil, blieb im Stande des Pilgrims. Doch er war bald nicht mehr allein. Neben der eigenen Familie, den engsten Mitarbeitern und einigen Freunden folgte ihm eine Anzahl mährischer Brüder, die ebenfalls gezwungen worden waren, das Lausitzer Land zu verlassen. Sie alle wollten nur bescheidene Pilger sein, Glieder einer getrösteten Gemeinde in Verbannung und Notstand, Menschen unter Gottes Befehl. Und sie wußten um des Herrn Elend, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt wurde. Auch Jesus Christus hatte nicht gewußt, wohin er sein müdes Haupt legen sollte. Und so zeigten die Brüder

dem Lande Sachsen mit seinen Konsistorien und Amtsstellen, wohin sie gehörten, wohin sie strebten, und in wessen Geiste sie zu leben gewillt waren, daheim in der Oberlausitz und nun auch hier in der Fremde: unter der Hut des Herrn. Im Schatten des Hutbergs aber lebte eine kleine zurückgebliebene Gemeinde und litt unter schwerer Belastung und Bedrückung des Leibes und der Seele. Sie blieb aber treu und gewissenhaft bis ans Ende.

Es gab zu jener Zeit eine Gegend in deutschen Landen, die ein Eldorado war für jene, die ihres Glaubens wegen verdrängt worden waren: das war die Wetterau, ein Stück hessischen Landes, zwischen Main und Lahn, Vogelsberg und Taunus gelegen, von Wetter und Nidda durchflossen, von Büdingen aus beherrscht. Dort hausten seit 1712 Glieder von vielerlei Sekten und Gemeinschaften. Neben strenggläubigen Juden gab es Mennoniten und Utraquisten und viele andere. Sie alle hatten dort Aufnahme und Herberge gefunden. Zinzendorf kannte diese Landschaft, die den Ysenburgern gehörte. Und als der regierende Graf Kasimir ihn und seine Gemeinde — auf Preußens Fürsprache hin — ins Land rief, folgten sie diesem Fingerzeig Gottes und wanderten in die ferne Grafschaft an der Grenze zwischen dem südlichen und nördlichen Deutschland. Das geschah im Jahre 1737. Es war hoher Sommer, als die Zinzendorfschen Pilgerväter an der ihnen zugewiesenen Rönneburg, einer mehr als armseligen Behausung, eintrafen. Diese Burg war kein Schloß im Stil der Zeit, sondern eine Ruine, die einen recht trostlosen Anblick bot. Um sie herum aber zeigte sich ein schaudererregendes Leben: Zigeuner, Diebsgesindel, Strolche und Einbrecher, Bettelpack, Kuppler und ähnliche Typen trieben sich in den verfallenen Gebäuden herum. Schmutz starrte den Ankommenden entgegen, und Unrat überfiel die Augen. Hier also gab es — das erkannten die Pilger sofort — ausreichend zu tun. Die Arbeit würde nicht abreißen. Hier herrschten Not und Übelstand, hier keimte überall versteckt und offen die Saat der Sünden. Und so versuchten die Herrnhuter als

erstes, Ordnung zu schaffen. Daneben einher ging die Mission an den Erbarmungswürdigen. Sie stiegen hinab zu den verirrtten und gesunkenen Menschen, versuchten sie aus ihren Verblendungen zu lösen und ihnen zugleich das reine Bild Christi vor die beschmutzte Seele zu stellen. Das war nicht immer einfach. Ja, es war für viele zugleich ein Zeichen für die Erweckung des Mißtrauens in den Reihen der Gottlosen. Wie sahen diese armen Menschen das Tun der Neuhinzugekommenen? Sie meinten: die Herrnhuter mußten „herum besuchen gehen, alle, keinen ausgenommen, jedem waren gewisse Orte und Tage zum Besuch bestimmt; es war keine Stadt, Flecken, Dorf, sie stänkerten es auf wie die Spürhunde und suchten gute Seelen auf, um sie in ihre Netze zu fangen“. Wir erkennen hieran, daß auch der arglistige Feind sofort auf dem Plan war. Und wie groß wurde die Not im Umgang mit den anderen Christenscharen, die ebenfalls um des Glaubens willen hier ihre Freiheit suchten! Es häuften sich die Übertritte zur Brüdergemeine, was einmal zu großen Zwistigkeiten unter den Gemeinschaften und Sekten und zum anderen innerhalb der eigenen Reihen jeweils zu lieblosen Auseinandersetzungen führte. Dies wiederum war ein trauriges Zeichen dafür, daß auch zwischen denen keine echte Christengemeinschaft und -liebe herrschte, die doch ohnehin in einem harten Selbsterhaltungsringen gegenüber den Staatskirchen jener Zeit standen. Und naturgemäß schwächte diese Uneinigkeit die Kraft der missionarischen Wirkung.

Trotz all dieser Hindernisse wurde die Rönneburg, jenes romantische Asyl im südlichen Hessen, jener zweite große Mittelpunkt der so arg bekämpften Brüder, die ihrerseits schon nach Ablauf eines Jahres, also 1738, dazu übergingen, eine eigene Gemeinde zu gründen. Sie taufte sie Herrenhaag. Doch mag hier schon angedeutet werden, daß der schnelle Aufbau eines „leider nicht immer nur christlichen“ Gemeinwesens zwar zu einer wirtschaftlichen Blüte führte, daß dieser Ort aber auch um so schneller wieder in

die Vergessenheit der Geschichte sank; denn bereits 1753 lag der Ort öde da, standen Kirchensaal, Schwesternhaus, Gemeindegasthof und alle Gebäude leer und lagen die 429 Toten in ungepflegten Gräbern, verlassen und vergessen.

Für Zinzendorf ließen die Schwierigkeiten nie nach. Sein Verbündeter, der König von Preußen, sandte ihm vereinbarungsgemäß sämtliche Streit- und Schmähschriften sofort nach Erscheinen. In ihnen häuften sich die Anklagen gegen Herrnhut und den Gründer dieser christlichen Bruderschaft, deren Leben und Werk in einem inneren Einklang stand. Friedrich Wilhelm, den man den Soldatenkönig nannte, war inzwischen hoffnungslos krank geworden. Die Wassersucht quälte ihn in diesen Jahren des Schriftverkehrs mit dem Grafen. Die Majestät in Preußen mahnte, lehnte vieles ab und forderte andererseits auch wiederum auf, so daß eine vertrauliche Offenheit zwischen dem König und Zinzendorf herrschte, was eine ausführliche Korrespondenz, auf die wir nicht näher eingehen können, bezeugt.

Inzwischen hatten von jenseits des Atlantischen Ozeans Rufe und Bitten die Gemeine erreicht, denen man sich nicht verschließen konnte. Das nächste Kapitel wird darüber berichten. Vorerst aber reiste der Bischof der Brüdergemeine nach wie vor durch Europa. Er betete für Gemeindebildungen in allen Landen. Er gründete Keimzellen. Er kämpfte um die Anerkennung, hier diplomatisch verhandelnd, dort juristisch zurückweisend, überall aber gehetzt von offizieller Kirche und Geistlichkeit, überall aber auch zugleich empfangen mit offenen Herzen von vielen, vielen Menschen, denen die Sehnsucht ihrer Seele durch Zinzendorfs Brüderreligion gestillt werden konnte. Und so kam es, daß der Graf eines Tages auch nach Amerika absegelte, um in jenen neuen Gebieten des fernen Erdteils, der jüngsten Wirkungsstätte im Weinberg des Herrn, zu arbeiten. In der Wetterau und in Herrnhut blieben die Gemeinen zurück und missionierten im Geiste ihres Heilandes, in des-

sen Nachfolge zu stehen ihr Denken, Tun, Trachten und Gebet ausfüllte.

Doch kehren wir einstweilen noch einmal zurück in das hessische Exil nach Herrenhaag! Dort gab es immer wieder Unannehmlichkeiten, so daß der Eindruck entstehen konnte, hier geschähen Dinge, die dem Herrnhuter Gedankengut entgegengesetzt seien. Neben den gefährvollen Einflüssen allzu intellektueller Mitglieder stand die Kleingläubigkeit. Zu einer mehr und mehr erkennbaren Cliquenwirtschaft trat die Sorglosigkeit bei der Aufnahme von Krediten. Beispiele von Heuchelei, Bosheit und Leichtfertigkeit sind uns überkommen. Dazu kam, daß die Gemeinde wuchs und wuchs. So wurde langsam sichtbar, daß diese kleine Pilgerschar des Anfangs in ihrem Wachstum die gebotenen Grenzen bei weitem überschritt, da die innere und äußere Lage und Verfassung der Haager Gemeinde in keinem Verhältnis dazu stand. Nimmt es da wunder, wenn in leichtfertiger Weise Schuldscheine ausgestellt wurden? So geriet — über mehrere Jahre hin — das einst so gotterfüllte Leben der Pilgerschar in bedenkliche Zustände hinein. Der Graf aber schaffte nach seiner Rückkehr als „bevollmächtigter Diener der Gemeinde“ sogleich Ordnung, was ihm allerdings nicht im vollen Umfange gelang. Zwar fanden Ausweisungen statt, wurden Neuaufnahmen nur noch beschränkt vorgenommen, wurden Gäste nicht über Gebühr lange beherbergt, doch die einstmals mustergültige Disziplin kehrte nicht wieder, wenn auch zunächst einmal in höchster Gefahr ein Unheil abgewendet wurde.

Auch sonst ging nicht alles so, wie es Zinzendorf gern gesehen hätte. So war des Grafen höchster Wunsch z. B. seit je gewesen — auch wenn das rückblickend hier nicht immer voll zur Geltung kommt —, in die lutherische Kirche eingliedert zu werden, wie ja auch ein Kirchenaustritt trotz aller Nöte für ihn nie in Frage gekommen wäre. Er sah in der natürlichen Verbundenheit der lutherischen Kirche, in die er hineingeboren, mit dem pietistischen Geiste, in dem er erzogen worden war, eine große Ver-

pflichtung, die er allerdings selbst durch seine Beziehungen zur reformierten Kirche und auch durch seine Ordination zum Bischof der mährischen Brüderkirche zumindest gehindert hatte. Zinzendorf war es nicht vergönnt, sein Ziel zu erreichen, obwohl er später gar so weit ging, sein Bischofsamt niederzulegen. Sein Streben aber galt trotz aller Umstände und Hindernisse einem reinen Luthertum, das frei von aller Orthodoxie sein sollte. Und zu welchem Ergebnis kommen wir, wenn wir gleich einen kleinen Blick voraus tun in die Zukunft? Ja, die Gemeinen blieben in ihren Eigenarten, gestärkt und wesensmäßig bestimmt durch die klare Ablehnung deutscher Kirchenregierungen und orthodoxer Geistlichkeit. Nur die Anerkennung der Brüdergemeinde erfolgte, und zwar als eine sich zur Augsburgischen Konfession bekennende religiöse Gemeinschaft.

Doch nochmals müssen wir nach Herrenhaag zurück, um zu erfahren, welch trauriges Ende dieser so verheißungsvolle Anfang nehmen mußte. Der Tragödie letzter Teil begann. Es kam so, wie schon angedeutet, daß die Maßnahmen des Grafen nicht vollends verhüten konnten, was sich langsam angebahnt hatte. Es scheint auch so gewesen zu sein, daß trotz oder wegen dieser strengen Verordnungen der Graf nicht mehr völlig Herr der Lage war, nicht mehr alles übersah und deshalb der Gefahr nahekam, selbst ergriffen zu werden von den Änderungen, die die Ereignisse während seiner Abwesenheit herbeigeführt hatten. Daß man Pilgergemeinde war, gehörte in den Köpfen vieler Brüder schon der Vergangenheit an. Diese „erste Zeit“ war lange vergessen. Von „Feldlager“ und „Wartezeit“ bis zur Rückkehr war keine Rede mehr. Ganz im Gegenteil: Herrenhaag war großartig erbaut, ein Schloß und viel Land vom Fürstenhaus gepachtet worden. Man hatte — das trat nun immer klarer zutage — des Ursprungs vergessen. Und man fand den anbefohlenen Weg nicht mehr zurück, zumal hohe Geldlasten arg drückten. Man hatte sich zudem in Sektiererei verloren. Deren Einfluß war man ja im Gebiet der Wetterau zu jeder

Stunde ausgesetzt. Und schließlich verfiel man sogar den gefährlichen Versuchungen, die Stephan Hirzel uns deutlich und mahnend aufzeigt, ja, man verfiel ihnen mit Leib und Seele: Sinnlichkeit, Schwärmerei und Weltlichkeit. diese drei Worte genügen, um nur anzudeuten, wes Geist in Herrenhaag in diesen satten Jahren herrschte, wie die Gemeinde dem Chaos entgegentrieb. Sicherlich, auch in diesem Kreis von Brüdern gab es noch eine kleine Gruppe, die unentwegt versuchte, die Notwendigkeit einer inneren Umkehr zu predigen. Der frühere Leutnant von Peistel war ihr geistiger Kopf. Doch er kam gegen die Mehrheit nicht durch, so daß seine Stimme verhallte. Nun, es hatte so ausgesehen, als hätte Zinzendorf das Ärgste verhütet. Doch im letzten half sein Dazwischentreten nicht mehr, galt auch ein gräflicher Strafbrief für ein Nichts. Das Unheil war in schnellem und unwiderstehlichem Anmarsch. Es kam so weit, daß Schmähschriften dazu beitrugen, Abgesandte deutscher Fürsten und Mächte in die Wetterau zu schicken, um zu sehen, was wahr sei an den mancherlei Gerüchten, die durch die Lande gingen. Sie sahen und erlebten die Wahrheit zur Genüge, diese Boten. Und ihr Echo blieb nicht aus. Viele Fürsten traten der großen Gesellschaft jener bei, die Zinzendorf und die Brüder ablehnten und bekämpften, und wehrten den Herrnhutern die Einreise in ihre Staaten. Professoren und Universitäten lärmten. Der neue Landesherr, Graf Friedrich Gustav zu Ysenburg-Büdingen, schuf Wandel von außen her. Zinzendorf aber — Welch tragischer Zug! — lehnte die Verantwortung für einen Teil seiner Gemeinde ab, weil er ihn nicht mehr übersehen könne. Und so war es nur noch ein kleiner Schritt bis zum Ende der einstigen Pilgerstätte im Herrenhaag.

Im kalten Februar des Jahres 1750 verlas ein gräflicher Beamter aus Büdingen vor versammelter Bürgerschaft im Betsaal zu Herrenhaag eine Regierungserklärung, die nichts weiter besagte, als daß die Gemeinde innerhalb dreier Jahre den Haag zu räumen habe.

Und so geschah es.

Die Gnadenfrist lief ab. Die Gemeinde erkannte ihre Verwirrung und Entartung und spürte in diesem Augenblick, wo es galt, alles zu verlassen und erneut den Weg in die Fremde einzuschlagen, daß ein gerechtes Geschick sie traf, das ihr weiterhin befahl, in alle Welt hinauszugehen und irgendwo im alten Geist neu zu beginnen. Vielen gelang es, sich dieser Aufgabe, büßend bis zum Tode, zu widmen. So sei es Gottes Wille, meinten sie. So starb ein Teil der Herrenhaager Brüder, der beste Teil, der dieses sichtbare Urteil des unsichtbaren Herrn willig annahm, in einem Gott geweihten niederen Dienst, das eigene Leben mit Buße besiegelnd.

Die Dörfer des Herrn

Als Zinzendorf in Halle als Schüler im Pädagogium August Hermann Franckes lebte, war er zum ersten Male mit Missionaren in Berührung gekommen. Als Gäste des Waisenvaters weilten sie vorübergehend — zwischen Reisen und Vorträgen — in Halle. Es waren Holländer und Dänen gewesen, die den Sendlingen Roms aus der Gesellschaft Jesu nachgefolgt waren. Seit diesen frühen Tagen beschäftigte sich der Graf auch mit dem Notstand all jener Menschen, die durch die christliche Botschaft bisher nicht erreicht werden konnten. Diese Sorge wurde ihm ein Anliegen, das er zum Gegenstand seines Gebets machte.

Nach Jahr und Tag aber wurden ihm das Elend und die Qual dieser Heiden nochmals ganz deutlich vor Augen gestellt. Als nämlich Zinzendorf für einige Tage am königlichen Hof in Kopenhagen weilte, lernte er einen getauften Neger kennen. Er kam mit ihm ins Gespräch. Dessen Bericht und die Schilderung einiger dänischer Brüder erschütterten den Graf so sehr, daß er sich den Neger ausbat, um ihn in Herrnhut zu bewirten. Und der Neger von der Insel St. Thomas in Westindien kam in die Oberlausitz. Dort erzählte er nun der erregten Gemeinde vom Leben und

Treiben und vom Tod seiner schwarzen Sklavengenossen, die unter der Knute weißer Plantagenbesitzer Frondienste zu leisten hatten. Tieferschüttert, von der Not der Neger überzeugt, von ihrem Schicksal arg gebeugt, wußten zwei der Herrnhuter Brüder keinen anderen Ausweg aus ihrer inneren Ergriffenheit als diesen: sie gingen zum Grafen und baten ihn, er möge für sie die Erlaubnis zur Einreise nach Westindien erbitten. Sie wollten zu den bedrängten Sklaven, um ihnen zu helfen, so gut sie es irgend vermochten. Es waren die beiden Herrnhuter *Leonhard Dober* und *David Nitschmann*, ein Töpfer und ein Zimmermann. Der Graf zögerte nicht und ersuchte die dänischen Behörden, den beiden Männern die Erlaubnis zu geben. Er war ebenfalls tiefergriffen von der Opferfreudigkeit seiner Brüder; denn er wie sie wußten, daß menschliche Hilfe allein noch nichts auszurichten imstande war. Und so baten sie Gott den Herrn nun täglich um seinen Schutz. Aus Kopenhagen kam schließlich eine bejahende Antwort. Unvorbereitet, ohne besondere Ausrüstung, fuhren die zwei Männer gen Westen. Sechs Taler und zwei Dukaten waren ihr Barvermögen, als sie auf einem holländischen Segler in die Nordsee hinausfuhren, nachdem man am Hof der dänischen Hauptstadt über diese „unsinnige Idee“ gelästert und gelacht hatte. Wir erkennen also sehr deutlich, wie lediglich jener eine Wunsch, die Seelen der am Rande der Welt Verlorenen und dem Unglauben Ausgelieferten zu retten, diese beiden Herrnhuter Brüder in eine ihnen völlig unbekannt Welt trieb. Durch diese Segelfahrt und den bald darauf einsetzenden Dienst fern dem europäischen Festlande aber wurde der Grundstein zu dem gelegt, was heute im Bereich der christlichen Kirchen als selbstverständliche Einrichtung gilt: das Wirken der Äußeren Mission. Dober und Nitschmann wurden so die ersten Missionare Deutschlands.

Im Weihnachtsmonat 1732 — zehn Jahre nachdem der erste Baum am Hutberg durch Christian David, der übrigens auch bald auf Missionsfahrt ging, gefällt worden war

— betraten die beiden Herrnhuter Sendlinge zum ersten Male die unter dem Schutz der dänischen Krone stehende Insel St. Thomas. Sie begaben sich zu den Angehörigen ihres Negerbruders. In völliger Unkenntnis der Sprache redeten sie mit Zeichen und Mimik. Und es erscheint mehr als ein Wunder, daß diese erste Begegnung nicht hoffnungslos verlief, sondern den Auftakt bildete für eine segensreiche Mission in den Gewässern Westindiens.

Zu Beginn des nächsten Jahres schon baten weitere Brüder den Grafen Zinzendorf um einen Missionsauftrag, obwohl vom Geschick der beiden ersten Sendboten noch keine Zeile berichtete. Der Graf sagte zu. Und so zogen einige Herrnhuter hinauf auf die große kalte Insel im Norden, nach Grönland.

Und so ging es nun Monat für Monat. Die barmherzigen Brüder der Lausitz strömten hinaus in alle Welt. Sie segelten und wanderten in jene heidnisch-gefährlichen Landschaften fremder Erdteile, die noch keine Karte näher bezeichnete. Zu den Männern stießen bald auch Frauen, deren Arbeit, Hilfe und Gebet im Dienste Christi da draußen von außerordentlicher Bedeutung wurden. So wuchsen hier und da Missionssiedlungen. Die neuen Stätten wurden zugleich ausgebaut, um im größeren Rahmen wirken zu können. Die Missionare hatten es nicht leicht. Besonders viel Not bereitete es, daß die, die mit dem christlichen Kreuze kamen und den Heiden die Rettung versprachen, dieselbe Hautfarbe hatten wie die, die dieselben Menschen als Sklaven und Beute betrachteten, sie quälten und ausnutzten, sie mißbrauchten und verachteten. Wie aber sollten Heiden verstehen, daß die „Christen“ des Abendlandes nicht zugleich Jünger Jesu waren? Was wußten sie von „Namenchristen“ und von jenen, die ihr Leben täglich neu dem Schutz des Herrn befohlen und nach seinen Geboten wahrhaft zu leben trachteten? Und so wuchs aus der Demut das Maß des Handelns.

Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte entstanden allüberall Missionsstätten. So auf St. Thomas, der Nachbarinsel

St. Croix, in Grönland, in Südafrika bei den Hottentotten, in Nordamerika bei den Indianern, um nur einige Kernzellen zu nennen. Überall aber waren zugleich Tod, Irrung, gab es Kriegswirren, waren Drangsale zu erleiden. Doch all das konnte nicht davon abhalten, daß Herrnhuts Sendboten sich über die damals teils bekannte, teils noch unbekannte Erde verbreiteten. Und alle Stationen der Brüder wußten sich einig in Leben und Werk mit- und untereinander, und sie standen gleichermaßen unter jener „wahrhaftigen Hut des Herrn“ wie alle die, die auf dem alten Boden des europäischen Festlandes im Namen Jesu dienten. Botschaften gingen hin und her. Graf Zinzendorf selbst war viel unterwegs, um das Band der Brüderlichkeit noch enger zu knüpfen. Zweimal wagte auch er die Fahrt über den Ozean. Einmal besuchte er die Erstlingsinsel St. Thomas, zwei Jahre danach den jungen amerikanischen Staat Pennsylvanien. Hier wie dort fand er schier ungläubliche Schwierigkeiten vor. Ein für einen Herrnhuter Bruder kaum vorstellbares Bild von Leid und Not, von Qual und Scham, von Würdelosigkeit und Interessenwirtschaft sowie von Sklavenarbeit bot sich Zinzendorf auf der westindischen Insel, während er in Nordamerika sehr darunter litt, daß die Schmähungen und Streitschriften, die er in Europa genugsam kennengelernt hatte, auch hier die Gemüter der ernsthaft Denkenden verwirrten. Die Mißgunst und der Neid, die Ablehnung und der Haß schlugen ihm auch hier entgegen. Und es erscheint einem nachdenklichen Weißen durchaus nicht mehr seltsam, daß der Graf sowohl zu den Negern von St. Thomas als auch zu den Indianern des mittleren Westens in ein ausnehmend gutes Verhältnis kam, während die Menschen, die ihm in Farbe und „Religionsbekenntnis“ gleich waren, ihn befehdeten und ablehnten. So fühlte er sich bei den Rothäuten in Bethlehem und Nazareth wohler als in den jungen Städten des Kontinents Amerika. Im Kampfgebiet der Delawaren, Irokesen und Houron sah er die gesegnete Arbeit seiner Brüder unter den Ureinwohnern. Wie glücklich war er, wenn er

beobachtete, daß die Indianer nach anfänglichem Widerstreben erkannten, daß die Missionare keine Barbaren und keine gerissenen Händler waren; wie froh und dankbar wurde er, wenn er schließlich sah, daß die Männer und Frauen dieser tapferen Stämme die Taufe verlangten!

Trotz all der Zwistigkeiten und Zwischenfälle, trotz aller Buntheit amerikanischer Glaubensverhältnisse kam noch etwas zustande, was man allgemein bisher für unmöglich gehalten hatte. Und hier gebührt Zinzendorf ein großes Verdienst. Das erkannten auch jene an, die ihm nicht wohlwollten. Zinzendorf gelang die Schlichtung des entsetzlichen amerikanischen Kirchenstreits. Die Errichtung einer Synode in Amerika, zu deren Syndikus der deutsche Graf gewählt wurde, beschloß diese Jahrzehnte des Haders und der Mißgunst. Doch als Zinzendorf sich dieses Ergebnisses in Germantown, wo jene Kirchenkonferenz getagt hatte, freute, kam die erste Hiobsbotschaft aus der Wetterau. So verging die Freude, und eine bittere Scham ergriff den Grafen.

„Sie reden wie verrückt!“ So beurteilte die Verhältnisse im fernen hessischen Exil ein Mann, dessen hier noch im Zusammenhang mit der Herrnhuter Mission gedacht werden muß: *August Gottlieb Spangenberg*. Er leitete die Missionsarbeit in Pennsylvanien. Er war den Brüdern in der Heimat das große Vorbild. Er war für sie ein Mensch, dessen Urteil widerspruchslos hingenommen wurde. Auch war er zugleich der Mann, der den Geist der kämpfenden Brüder und Schwestern an den verschiedenen Einsatzpunkten Amerikas, Grönlands und Westindiens bestimmte; er war zugleich ihr Ältester. In alter Brüdertradition aufgewachsen, in Zucht und Bescheidenheit, abhold jeglicher Phantasie und Schwärmerei, lebte er als ein gehorsamer Mensch unter des Herrn ewigem Befehl. Spangenberg blieb stets spartanisch; er war ungemein klug, ohne viel zu reden. Seine Gemeinde in Pennsylvanien war eine sich beständig ablösende Pilgerschar, deren Lebensform durch eigene Saat und Ernte, Arbeit und Verbrauch rein wirt-

schaftlich und durch ein reiches Gemeinschaftsleben rein geistig bestimmt wurde. Die ganze Gemeinde, immerhin über 300 Seelen, wurde aus einer Küche gepflegt, die Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen, die Kinder gemeinsam erzogen, kurzum: es war eine große Familie, die während des Gesangs und sogar bei der Bibelverlesung arbeitete, da bei ihr sich Arbeit und Feier verdichteten, ja, als Gottesdienst bezeichneten sie ihr Tun. Und das Lied war ihr Arbeitsgesang. So blühte hier im fernen Amerika eine Gemeinde. In lebendigem Wirken stand sie im Geschehen ihrer Zeit als eine sichtbare Vergegenwärtigung christlicher Liebe. Als Zinzendorf später starb, da konnte nur Spangenberg sein schweres Amt antreten und durch Gottes Hilfe die Arbeit im Weinberg des Herrn fortsetzen.

Abschied zur großen Reise

„Wenn dein Herze mit uns ist, fehlt's an keinem Segen, und wir gehn mit Jesus Christ lauter Freud'n entgegen“, so sang der Graf einmal in London, wo er sich in der zweiten Hälfte seines Lebens meistens aufhielt. Doch wurde ihm in seinem letzten Jahrzehnt noch die Gnade zuteil, wieder dort wohnen und arbeiten zu dürfen, wo er seine Jugend verbracht und im Kreise seiner Brüder gedient hatte: in Herrnhut in der Oberlausitz.

Der Friede zwischen Sachsen und der Brüdergemeinde hatte jene scharfen Spannungen beseitigt, die seit der Gründung des Dorfes durch die böhmisch-mährischen Brüder bestanden. Wie aber kam es zu diesem Frieden?

Während Herrenhaag langsam verdarb, während die amerikanische Mission unter Spangenberg gedieh, hatten sich die in Herrnhut Verbliebenen „gut gehalten, brav und sauber aufgeführt“, so daß ihnen nicht mehr jene „christliche Sündhaftigkeit“ der Verfehlung am Werke Gottes nachgesagt werden konnte. Zudem waren viele Gegner der Gemeinde inzwischen verstorben. Manches von dem „ein-

stigen Treiben“ in Herrnhut war vergessen. So kam es, daß der Kurfürst den Verbannungsbefehl aufhob. In einer Begegnung Zinzendorfs mit einem Minister Kursachsens wurde ersterem sogar weitherzig entgegengekommen. Man hatte nämlich inzwischen gesehen, welcher kulturelle Segen und welche finanzielle Gesundung in den benachbarten schlesischen Gemeinen durch Brüder aus Herrnhut entstanden waren. Man erkannte also zunächst einmal die äußere Tüchtigkeit dieser Menschen an, man ahnte noch nicht, daß diese sich aus dem Geiste ergab, in dem die Brüder hier wie überall dienten. In einer bald darauf folgenden Sitzung zu Hennersdorf wurde dann auch der „theologische Part“ geklärt. Die kurfürstliche Kommission kam überein, die lutherischen und auch die reformierten Teile der Gemeinde anzuerkennen. Erst nach einer Anzahl weiterer Beratungen wurden auch die böhmischen und mährischen Teile anerkannt. In Preußen und Großbritannien war das bereits geschehen. So erstand die mährisch-böhmische Brüderkirche wieder offiziell, womit allerdings zugleich Zinzendorfs Anliegen, möglichst nicht zu teilen, sondern zu einer lutherischen Einheit zusammenzuwachsen, geschmälert wurde. Eigenartigerweise aber läßt sich nicht feststellen, warum der Graf diese Sonderstellung zuließ. Und so wurde durch diese segensreiche Verhandlung zwischen Sachsen und den Brüdern auch die Gemeinde Herrnhut eine selbständige, von der alten Mutterkirche Berthelsdorf unabhängige Parochie. Im alten Betsaal aber durften die Brüder wieder das Abendmahl feiern und ihre Predigten und Andachten hören, wie es früher üblich war; denn hier am Hutberg war jener ursprüngliche Brudergeist erhalten geblieben, obwohl Tod und Geburt, Zugang und Abwanderung mancherlei Änderungen geschaffen hatten. Die Wohnung und ihre Einrichtung, die gesamte Lebenshaltung, die Arbeit und der Dienst innerhalb der Gemeinde blieben unverändert; keinerlei Entgleisungen gefährdeten den Ort, in dem man für die Gesundung der Herrenhaager Verhältnisse seit je und je die Hände faltete. Allerdings

hatte ein schon als bedeutungsvoll genannter Mann namens *Abraham Dürninger* mit seinem Streben und seinem Erfolg gewisse Änderungen auch in Herrnhut geschaffen. Ihm gelang es, den später als „Herrnhuter Merkantilismus“ bezeichneten Wirtschaftszweig zu entwickeln. Ihm verdankt die Gemeinde ihr Aufblühen; allerdings blieb es nicht aus, daß er zugleich durch diese enorme Aufwärtsentwicklung Herrnhut „in Verruf brachte“, weil sich die anderen Kaufleute der Lausitz dadurch benachteiligt fühlten, was wohl der Wahrheit entsprach, aber nie das Ziel der Brüder gewesen war.

Wir haben erfahren, daß die Gemeinde nun wieder öffentlich-rechtlich anerkannt war. Man ging jetzt noch einen Schritt weiter und bezog auch die Persönlichkeit des Grafen Zinzendorf in diesen Frieden mit ein. Alle gegen ihn gerichteten Schmähschriften wurden in Sachsen verboten. Ja, der Graf durfte heimkehren. Es wurde ihm sogar nicht verwehrt, eine Art Weißbuch, die sogenannte „Büdingische Sammlung“, herauszugeben. Später hat dann Spangenberg diesen Band — allerdings gegen Zinzendorfs Auffassung — zur „Deklaration über die seither gegen uns ausgegangenen Beschuldigungen“ mit mehreren Fortsetzungen und Ergänzungen erweitert. Damit wurde all das, was der Büchermarkt an Fragwürdigem aufgeworfen hatte, berichtigt und geklärt, zumindest jedoch eine Vergleichsmöglichkeit für die, die sich ernsthaft dafür interessierten, geboten.

All das blieb auch in dem Menschen Zinzendorf nicht ohne Wirkung. Mancherlei Änderungen verspüren wir zu Beginn seines sechsten Jahrzehnts. Lebensform und -haltung wurden dem fortgeschrittenen Alter mehr und mehr angepaßt. So trat der Graf aus der ersten Reihe der Brüder zurück, entsagte allen Ämtern und ging in die Stille, dort bescheiden wirkend durch Gebet und Feder. Wir wissen auch um vielerlei Kämpfe, die Zinzendorf mit sich selbst zu bestehen hatte; denn Bedrückung, Not und Sorgen wurden ihm zuteil. Er nahm sie würdig auf sich

und überstand sie. Er erkannte viele Fehler und Versäumnisse aus früheren Zeiten; sie quälten ihn. Reuevolle Einsicht führte ihn zur Bitte um Vergebung. Doch auch seine Unzuverlässigkeit bereitete ihm Kummer. So trug er seine Kleidung nachlässiger, begegnete Brüdern in traumwandlerischer Art, hielt lange Selbstgespräche, als deren unsichtbarer Partner aber Gott der Herr vermutet werden darf. Stephan Hirzel gibt uns in seinem Werk einen ausgezeichneten Einblick in diese Zeit unter besonderer Beleuchtung der menschlich-privaten Sphäre. Und so nimmt es uns nicht wunder, wenn die Glieder der Gemeinde ihren Grafen nun als „Jünger“ zu bezeichnen beginnen, wohl wissend um die Zinzendorfsche Sehnsucht nach dem Heil.

Doch sehen wir uns noch etwas genauer um in diesen letzten Jahren des Grafen, der allzu deutlich spürte, daß die Heimfahrt nach Herrnhut schon ein erster Abschied zur großen Reise war! Im Juni 1756 war die Gräfin Erdmuth gestorben, nachdem ihr neun Kinder vorausgegangen. Im darauffolgenden Jahre heiratete Zinzendorf erneut. Anna Nitschmann, die Älteste der Schwestern, wurde Zinzendorfs Frau und blieb zugleich das, was sie vorher gewesen war: eine Mitarbeiterin in allen wichtigen weiblichen Angelegenheiten. Diese bei den Gegnern Herrnhuts viel Staub aufwirbelnde Heirat fand die Billigung und Förderung aller Mitarbeiter des Grafen: um der seelsorgerlichen Mühen in den Gemeinden willen.

Seit je hatte der Graf nur eine Gewißheit gekannt: Gottes und Jesu ewige Gegenwart und ständige Führung. Dagegen war ihm stets klar gewesen, daß seine Arbeit keinerlei Anspruch auf immerwährenden Bestand hatte. So konnte er z. B. sagen: „Ich bin stiller Protestant gegen jede Einrichtung in der Gemeinde, welche fortbestehen muß, wenn auch der Geist nicht mehr unter uns ist.“ Er sah keine ewigen irdischen Formen, sondern lebte in dem Gedanken, daß fortwährende Erneuerung dem Rhythmus des Lebens entspreche und daß beharrender Stillstand niemals eine Lösung sein könne. Diese Meinung übertrug er selbst-

verständlich auch auf das theologische Gebiet. So meinte er, daß zwar das Evangelium ewig gültig sei, daß aber Kirchen und Gemeinschaften vergänglich und veränderlich seien. Und das galt wiederum selbstverständlich auch für die Brüdergemeine, was Zinzendorf oft genug betonte. „Ob den Brüdern eine längere Währung vorbestimmt ist, wissen wir nicht, wir wollen sie ihnen weissagen auf so lange, als sie ihren ersten Grundsätzen treu bleiben und nicht Genies unter ihnen aufstehen, die den Endzweck vielfältigen.“ Und damit berühren wir erneut Zinzendorfs Hauptanliegen. Was hatte er im Sinn? Er wollte ja nichts weiter als Gemeinschaft, nicht etwa um ein bequemes Auskommen einiger Gleichgesinnter zu sichern, sondern um den Weg zum Nächsten, zum Nachbarn zu ebnen, zu suchen und letztlich mit Gottes Hilfe zu finden und um nach den höchsten göttlichen Geboten einmal den Allmächtigen und zum anderen die Menschen lieben und verehren zu lernen. In der Gemeinschaft sah er die einzige Basis für die Erfüllung solcher Gedanken, für die Verwirklichung seiner ihm seit je anbefohlenen Wege. Das bezeugt auch sein schon weiter vorn zitiertes Wort: „Ich statuiere kein Christentum ohne Gemeinschaft.“

Anfang Mai des Jahres 1760 vollendete der Graf die Losungen für das folgende Jahr. Es sollte sein letztes Werk sein; denn über dem Herrschaftshaus von Herrnhut lag der Schatten des Todes. Wie hatte Zinzendorf doch kurz zuvor gesagt? „Niemand geht heim, als wenn der Heiland will und man ihn entbehren kann.“ Eine kurze Krankheit, ein Katarrhfieber, befiel ihn. Der Graf fühlte ganz deutlich, daß er sterben müsse, und meinte zu seiner Umgebung: „Auch ich werde heimgehen, und es wird besser werden.“ Die wenigen Tage, die ihm noch verblieben, verbrachte er in ständiger Gemeinschaft mit seinem Herrn Jesus Christus. Der Todeskampf blieb ihm wie jenem am Kreuz nicht erspart. Husten und körperliche Gebrechen quälten ihn. Als der 9. Mai aus den Nebeln der Lausitz aufstieg, da fühlte sich der Graf etwas wohler und auch

frischer und sprach nochmals zu den um ihn versammelten Angehörigen. Schon am Tage zuvor hatte er — es war am späten Nachmittag — voller Freude von dem Anfang des Brudertums gesprochen und damit geendet: „Habt ihr wohl im Anfang gedacht, daß der Heiland so vieles tun würde, als wir nun wirklich mit Augen sehen, an den Gemeinorten und an so vielen unter den Religionen (Kirchen) hin und her zerstreuten Kindern Gottes und unter den Heiden? Bei diesen letzteren habe ich es nur auf etliche Erstlinge aus ihnen angetragen, und nun geht es in die Tausende.“ So ging des Grafen Trachten weit über die in damaliger Zeit üblichen missionarischen Grenzen hinaus.

An diesem letzten Morgen nun begehrte er, nochmals Beratungen abzuhalten, um bis zum letzten Augenblick für die Gemeine Herrnhut tätig zu sein. Doch die Kraft verließ ihn. Es war gut und trostreich für die nahen Verwandten und für die Brüder, daß der Sterbende schon eine Stunde zuvor bekannt hatte: „Nun, mein guter, bester Johannes, ich werde nun zum Heiland gehen. Ich bin fertig (bereit). Ich bin in den Willen meines Herrn ganz ergeben, und er ist mit mir zufrieden. Will er mich nicht länger hier brauchen, so bin ich ganz fertig, zu ihm zu gehen. Denn mir ist nichts mehr im Wege.“ So sprach er zu seinem Schwiegersohn Watteville, während er den eigenen Kindern nur durch Neigen des Kopfes noch seinen Segen erteilen konnte. Dann schaute er — in Gegenwart von über hundert Geschwistern — mit „unbeschreiblich vergnügten Blicken“ mehrmals um sich und starb „wie ein Fürst Gottes“ im Frieden Jesu Christi.

Ein Augenzeuge bekannte angesichts des friedlich daliegenden Toten, von der Würde des Anblicks tief ergriffen: „Sein Angesicht sah aus, wie wenn er auf dem Saal die Konsekration verrichtete, liturgisch, majestätisch. Es war, wie er weg war, als ob's uns träumte. Wir waren sein nicht wert. Denn sein Gemüt hatte Adlersflügel und suchte die höchste Spitze in allen göttlichen Prinzipien wie das Schwarze in der Scheibe zu treffen.“

Sieben Tage lag der Tote im neuen Gemeinhaus zu Herrnhut aufgebahrt. Der Sarg stand im verdunkelten, von schlichten Kerzenleuchtern nur matt erhellten weißen Saal. Würdenträger der einzelnen Gemeinden hielten die Totenwache. Choräle klangen durch das weite Haus. Geigen- und Orgeltöne mischten sich ein. In weißer Kleidung stand die Frauenschaft der Gemeinde inmitten der Galauniformen und Festtrachten der fast 4000 Trauergäste, die nach Angabe eines Chronisten erschienen sein sollen. Unter Posaunenklang wurde der schlichte Sarg auf dem berühmten Herrnhuter Gottesacker in die Erde gesenkt, nachdem ein langer Zug dem Toten das letzte Geleit gegeben hatte. Angesichts der um das Grab versammelten Gemeinde und der um die Friedhofsmauer aufgestellten Gäste predigte Johann Nitschmann über die zusammengefaßten Losungen des 7., 8. und 9. Mai: „Es gehet wohl nicht ohne Tränen ab, da wir dieses Samenkorn in die Erde säen. Aber es wird seine Frucht bringen zu seiner Zeit, und er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank. Wer das begehret, sprech' Amen!“ Und die Gemeinde antwortete schlicht und ergriffen: „Amen!“

Bald darauf setzten die getreuen Brüder ihrem Grafen einen Stein, der wie ein Sarkophag auf dem aufgeschütteten Grab lastet. Er trägt die Inschrift: „Nicolai Ludwig Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, der in diesem 18. Seculo wieder erneuerten Brüderunität würdigsten Ordinarii. Er war geboren zu Dresden am 26. Mai 1700 und ging ein zu Herrnhut in seines Herrn Freude am 9. Mai 1760. Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibet.“

Die Herrnhuter Losungen

„Wer sich in die Geschichte der Losungen der Brüdergemeine vertieft und ihre Wirkungen bis in die Gegenwart hinein bedenkt“, so beginnt Unitätsdirektor Renkewitz sein jüngst erschienenes Büchlein über Entstehung

und Geschichte der Herrnhuter Losungen, „wird je länger je mehr in Verwunderung geraten. Nicht darüber, daß hier ein Samenkorn, das im Anfang des 18. Jahrhunderts in dem Winkel der Oberlausitz in den Boden der christlichen Gemeinde gesenkt wurde, im Laufe von 225 Jahren zu einem weitverzweigten Baume herangewachsen ist, der reiche Frucht getragen hat, wobei unserm forschenden Blick viel verborgen bleiben wird, sondern vielmehr darüber, daß mit der ersten Ausgabe der Losungen einer Gemeinde eine Gabe zuteil geworden ist, die in allem Wandel der Zeiten — und wie hat sich die Welt seit 1728 gewandelt! — eine Gabe geblieben ist und heute in viel stärkerem Maße begehrt wird als damals. Der Grund dafür liegt“, so schließen wir mit Heinz Renkewitz' Worten, „ganz schlicht gesagt, darin, daß die Losungen nur einem Zwecke dienen wollten und dienen: das lebendige Wort Gottes unter die Menschen zu bringen.“

Wir kennen Tausende von Beispielen vom Dienst der Losungen aus allen Zeiten und Ländern. Ihre Zahl wächst stündlich auf wunderbare Weise. Wir aber haben nicht den Raum, im einzelnen darauf einzugehen, sondern nur die Pflicht, uns im Rahmen dieses Büchleins über Zinzendorf zu fragen, wie es zu den Losungen kam, wie sie entstanden. Die Losungen seien, so formulierte es der Graf, „was man im Kriege die Parole nennt, daraus sich die Geschwister ersehen können, wie sie ihren Gang nach einem Ziel nehmen können“. Er nannte sie auch „der Christen Feldgeschrei“. Im Jahre 1728 war es, am 3. Mai. Unter diesem Datum heißt es im Diarium: „Der Herr Graf fing heute die Methode an, etwas mitzugeben als Losung für den künftigen Tag.“ In Herrnhut galt die Sitte, daß ein Bruder früh am Morgen von Haus zu Haus ging, um die Geschwister im Namen aller zu grüßen. Seit diesem Maitage nun ging der Rufer zuvor zum Grafen und zog dort eine „Losung“, ein Bibelwort, das dann zu brüderlicher Aussprache und ernster Selbstbesinnung und -prüfung nutzen sollte. Seit 1731, also schon drei Jahre nach dem erst-

maligen Gebrauch, wurden dann die Losungen für ein ganzes Jahr zusammengestellt und bis auf den heutigen Tag Jahr für Jahr von der Brüderunität herausgegeben.

Die Arbeit am Losungsbüchlein war dem Grafen Zinzendorf zeitlebens die liebste Beschäftigung. Es ging ihm darum, das Bibelwort nicht nur als Beweisstelle für Dogmatik und Polemik heranzuziehen, wie es damals weithin üblich war, sondern er wollte, daß es persönlich genommen wurde, ja, daß es in seiner kurzen und knappen, auch schlichten Art die Gewissen aufrütteln und zu den verwundeten Herzen sprechen sollte. Gegen nichts war Zinzendorf voreingenommen, aber „das Totpredigen der Seelen mit der lieben Bibel“ lehnte er scharf ab. Darum sagte er: „Wer die Büchlein alle hat, der hat die ganze Bibel und findet alles das, was ihn beugen, demütigen, zum Sünder machen, erquickern, erfreuen und beseligen kann . . .“ Wenn man aber vom Losungsbüchlein spricht, so darf man nie vergessen, festzustellen, daß das hier geoffenbarte Wort ein von Gott gegebenes, nicht nur ein zufällig ausgesuchtes Wort ist, dem sich zu beugen Herz und Gewissen bereit sein müssen. So ist die Zahl von Hunderttausenden von Lesern und von über zwanzig Sprachen, in denen die Losungen jährlich erscheinen, zugleich ein Zeichen für den stillen Dienst unter vielerlei Kirchen, Gemeinschaften, Ständen, Rassen und Völkern. So ging der Weg der Losungen aus dem kleinen Herrnhut in der Lausitz hinaus über Länder und Meere, begleitet von dem Herzenswunsch aller Brüder, etwas für den Heiland in der Welt zu wirken und die Kinder Gottes aller Welt um das eine Kreuz geschart zu wissen. Als 1737 der siebente Band erschien, ging er schon in drei Kontinente. Wir lesen deshalb im Titel dieser Ausgabe des Sendboten: „Der alte Evangelist Jesajas, im Jahre 1737 für die Kreuzgemeinen und Diener Jesu zu Herrnhut, in Grönland, St. Cruz, im Vogtlande, Lappland, Georgien (Amerika), Jena, Pennsylvanien, im Reich, in Holland, in der Wetterau, Guinea (Afrika), auf der Küste der Kaffern, unter den Letten und

Esthen, auf der Pilgerschaft zu Land und See, in Gefängnissen etc. zu täglichem Gebrauch abgeteilt.“ So wurden die Losungen unter Weißen, Schwarzen und Roten zu einem Kampf- und Trostbuch für die Männer und Frauen, die als „Streiter“ Jesu Christi überall in der Welt standen und dem Worte Gottes dienten. Später, in den folgenden Jahresausgaben, wächst die Titelei, nennt sie doch schon 1739 rund 40 Orte, weit über die Erde verstreut. Dagegen hatte die Erstausgabe 1731 nur den einen Satz gebracht: „Ein guther Muth als das tägliche Wohl=Leben der Creutz=Gemeine Christi zu Herrnhut, durch die Erinnerung ewiger Wahrheiten alle Morgen neu.“ Wie schon gesagt, der Graf liebte die Arbeit an den Losungen sehr. Und so sprach er noch einundeinhalb Jahr vor seinem Tode in umfassender Weise über diese von ihm geschaffene Neuerung: „Wir haben das seliglich eingerichtet, daß wir alle Tage des Herrn Wort hören, und zwar den Kern aus der Schale herausgemacht. In dem Buche, das man die Bibel nennt, ist die ganze Frucht in der Schale beisammen, wie sie zu verschiedenen Zeiten hervorgekommen ist und die Männer Gottes, getrieben durch den Heiligen Geist, geschrieben haben, daher ich gern sehe, daß wir die Losungen und Texte nicht als Menschen=, sondern als Gottesworte ansehen, wie sie es denn auch sind. Und wer sind wir, die das Wort hören, aussprechen und besingen? Leute, die zu den Toren seines Hauses ein= und ausgehen. Er hat uns gemacht und nicht wir selbst, zu sein sein Volk, sein Gesinde, Leute, die vor ihm sitzen, knien, liegen und hören allezeit seine Weisheit, seine Treue, sein Verdienst und Tod und seine Nähe.“

Weil dem Verfasser dieses Büchleins die Losungen auf seinem Wege durch mancherlei Not und Elend, aber auch durch mancherlei Freuden zum Trost und Segen geworden sind, möchte er abschließend nicht versäumen, auf die schon eingangs genannte Schrift „Die Losungen. Entstehung und Geschichte eines Andachtsbuches“ (Renkewitz) hinzuweisen. In ihm findet der Leser alles, was mit den

Losungen zusammenhängt, wie sie entstanden sind und wie sie heute entstehen, wie sie aussehen, wie sie als Andachtsbuch benutzt werden und vor allem, wie die Losungen im Zeugnis der Gemeinde ihren tausendfachen Widerhall finden, im Bekenntnis Bismarcks gleichwohl wie im Dank jener, die sich ihren Trost aus den Losungen in der Blindenschrift ertasten müssen.

Eine kleine Auswahl Zinzendorfscher Lieder

Der singenden Kirchengemeinde sind die Zinzendorfschen Lieder bekannt bis zum heutigen Tage, ja, sie pflegt sie als Schätze und übernimmt sie von Auflage zu Auflage ihrer Gesangbücher. Die Choräle des Grafen begleiteten ihn durch sein schweres Leben. An Hand der Lieder und Gedichte ist es sogar möglich, seinen Lebensgang zu rekonstruieren, wobei zugleich bemerkt werden muß, daß es kaum möglich sein dürfte, alle seine Verse recht zu verstehen und zu würdigen, wenn man des Dichters Lebenslauf nicht kennt.

Neben mächtigen Kampfliedern, die der eigenen Gemeinde zugehört waren, kennen wir auch solche mit Ermahnungen, Lebens- und Arbeitsregeln; doch weit darüber stehen jene Gesänge, die den Heiland und Erlöser und den Heiligen Geist besingen. Allein das folgende Lied erhebt sich über alle Dichtung der Welt zu einer beglückenden Klarheit in Form und Inhalt:

Herz und Herz vereint zusammen,
sucht in Gottes Herzen Ruh'!
Lasset eure Liebesflammen
lodern auf den Heiland zu!
Er das Haupt, wir seine Glieder,
er das Licht und wir der Schein,
er der Meister, wir die Brüder,
er ist unser, wir sind sein.

Im Gegensatz dazu stehen die Lieder, in denen sinnbildliche und gegenständliche Wortmalerei dem Inhalt und dem Geiste nach voranstehen. Allerdings entstanden auch diese für uns heute nicht mehr recht verständlichen Verse in schwerster Glaubensqual.

Die ganze Heilige Schrift gab dem Grafen, vor allem in seinen letzten Lebensjahren, Stoff und Themen zu Einzelarbeiten, so zur Zusammenstellung eines „Sittenbüchleins“. Viele andere, reine Auszugsarbeiten, blieben Fragmente.

Schon in seiner Kindheit dichtete der Graf. Sehr jung fand er die ersten Verse. Er widmete sie der Großmutter.

Wie sehr der Kampf um die künftige Entwicklung seines „Berufes“ ihm Sorge machte, mögen die folgenden Worte veranschaulichen:

Du großer Herr der Zeit, es ist dir unverborgen,
wie sehr mich diese Welt mit ihrem Dienst erschreckt;
ich würde gar zu gern zu deinem Dienst erweckt.
Der Abend währt mir lang: ich seufze nach dem Morgen.

Diese Hinwendung zum Heiland, der Wunsch, nur ihm zu dienen, ist hier vollauf erkennbar. Demgegenüber stand der Wunsch der Verwandten, er möchte als Staatsbeamter sein „gräfliches“ Herkommen rechtfertigen. Er bat deshalb:

O Jesu, gedenke,
wie sehr es uns kränke,
dir nicht so zu dienen,
wie wir es begehren;
aufs wenigste mußst du
uns stille sein lehren.

Als einst in London — auf der Abschiedskonferenz 1741 — in der Ratlosigkeit um die Neubesetzung des Generalältesten-Amtes dem Heiland selbst durchs Los dieses Amt angetragen wurde, da dichtete Zinzendorf:

Unsre Tür werde Christi aufgetan!
Komm, du Reich der Kraft und Gnade,

und auf deiner Gassen Bahn
sei kein Mangel und kein Schade!
Komm, du Reich der Unbeweglichkeit
in die Zeit!

Wie sehr er mit der Gemeinde verwachsen war, bezeugen
die Worte, die uns in einer Art Regel überkommen sind:

Den Liebes- und Gemeinschaftssinn
hab' ich seitdem erst recht erfahren,
seitdem ich bei den sel'gen Scharen
der Knecht' und Mägde Jesu bin.

Es geht so weit, daß Zinzendorf singt:
Du weißt, wir geben alles hin,
nur eins nicht: die Gemeinde.

So dichtete der Graf bereits 1736. Und als die Not über
die Gemeinde kam, als der Herrenhaag geschlossen wurde,
finden wir Lieder, die in erfreulichem Gegensatz stehen
zu den schwülstigen Gesängen aus der Zeit der Entartung
und Versäumnisse. In tiefem Schmerz sang Zinzendorf,
uns die Not seiner Liebe entgehaltend:

Wir haben den verlassen,
das wiederhole ich,
der eigen Blut gelassen
für mich, ach ja, für mich!
Das Haupt voll Blut und Wunden
hat auch von unsrer Seit'
so manchen Spott empfunden
in der vergangnen Zeit.
Mir kann ich's nicht vergeben,
mir wird's ein Denkmal sein,
solang' ich werde leben.
Tritt du ins Mittel ein!
Ich kann vor Weh nicht reden,
mir gehn die Sinne zu.
Deck du die großen Schäden
mit deinem Blute zu!

Früher hatte er bereits gesungen, in der Zeit vor dem Verfall des Herrenhaags:

Den Glauben uns verleihe,
daß alles gut wird gehn;
die Fehler uns verzeihe,
die im Anfang geschehn!
Du wirst uns nicht beschämen,
weil du verboten hast,
mehr über sich zu nehmen
als eines Tages Last.

Die folgenden Verse des bekannten Liedes sind ein Beweis für Zinzendorfs klare Stellung zum Wort Gottes:

Herr, dein Wort, die edle Gabe,
diesen Schatz erhalte mir!
Denn ich zieh' es aller Habe
und dem größten Reichtum für.
Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,
worauf soll der Glaube ruhn?
Mir ist's nicht um tausend Welten,
aber um dein Wort zu tun.

Die Allmacht Gottes erstet leuchtend vor uns in dem Gesang des Achtundzwanzigjährigen:

Gottes Führung fordert Stille;
wo der Fuß noch selber rauscht,
wird des ew'gen Vaters Wille
mit der eignen Wahl vertauscht.
Alle menschlichen Geschäfte
gehen überhaupt nicht gut,
wenn man sie durch eigne Kräfte
und nicht aus der Gnade tut.
Göttliche und innre Dinge
lassen vollends gar nicht zu,
daß man sie mit Sturm erzwingt,
sondern weisen uns zur Ruh.

Laßt uns immer so nur handeln
in der kurz bemessnen Frist,
daß wir in dem Lichte wandeln,
Herr, wie du im Lichte bist!

Wohl allen deutschen Christen ist das Lied bekannt, das bei Trauungen so oft Verwendung findet, jener machtvolle Gesang der Fürbitte:

Jesu, geh voran auf der Lebensbahn,
und wir wollen nicht verweilen,
dir getreulich nachzueilen;
führ uns an der Hand
bis ins Vaterland!

Soll's uns hart ergehn,
laß uns feste stehn
und auch in den schwersten Tagen
niemals über Lasten klagen;
denn durch Trübsal hier
geht der Weg zu dir.

Rühret eigner Schmerz
irgend unser Herz,
kümmert uns ein fremdes Leiden,
o so gib Geduld zu beiden,
richte unsern Sinn
auf das Ende hin!

Ordne unsern Gang,
Liebster, lebenslang!
Führst du uns durch rauhe Wege,
gib uns auch die nöt'ge Pflege!
Tu uns nach dem Lauf
deine Türe auf!

Und wenn zum Schluß die alle Lieder und Gesänge Zinzendorfs krönende Dichtung „Herz und Herz vereint zusammen“ noch einmal genannt werden darf, so mit dem Hinweis, daß uns hier eine unvergeßliche, köstliche Perle aus der Weltliteratur vor Augen steht, deren Glanz die

ganze Weite christlichen Lebens umsäumt. Wir lasen schon die erste Strophe und fügen hier noch die Worte der achten und letzten an:

Laßt uns so vereinigt werden,
wie du mit dem Vater bist,
bis schon hier auf dieser Erden
kein getrenntes Glied mehr ist,
und allein von deinem Brennen
nehme unser Licht den Schein;
also wird die Welt erkennen,
daß wir deine Jünger sein.

Aus Zinzendorfs Reden

Brüderlicher Verein und Willkür (Satzung) in Herrnhut (1727)

1. In Herrnhut soll zu ewigen Zeiten nicht vergessen werden, daß es auf den lebendigen Gott erbaut und ein Werk seiner allmächtigen Hand, auch eigentlich kein neuer Ort, sondern nur eine für Brüder und um der Brüder willen errichtete Anstalt sei.

2. Herrnhut mit seinen eigentlichen alten Einwohnern soll in beständiger Liebe mit allen Brüdern und Kindern Gottes in allen Religionen stehen, kein Beurteilen, Zanken oder etwas Ungebührliches gegen Andersgesinnte vornehmen, wohl aber sich selbst und die evangelische Lauterkeit, Einfalt und Gnade unter sich zu bewahren suchen.

3. Dieses sind die Kennzeichen eines Mitgliedes an Christi Leib, welche wir in Herrnhut nach dem auf das bloße Wort Gottes gebauten einfältigen Grunde, darauf wir stehen, gewiß achten: Ein jeglicher, der da nicht bekennet, daß ihn die bloße Erbarmung Gottes in Christo ergriffen und er derselbigen nicht einen Augenblick entbehren könne, daß auch die größte Vollkommenheit des

Lebens, wo sie zu erhalten wäre ohne Jesu auf sein Blut und Verdienst gegründete Fürbitte, bei Gott gar schlecht angesehen sei, in Christo aber angenehm werde, und neben dem nicht täglich beweiset, daß es ihm ein ganzer Ernst sei, die Sünde, die Christus gebüßet, wegnehmen zu lassen, und täglich heiliger, dem ersten Bilde Gottes ähnlicher, von aller Anklebung der Kreatur, Eitelkeit und Eigenwillen täglich reiner zu werden, zu wandeln, wie Jesus gewandelt hat, und seine Schmach zu tragen, der ist wahrhaftig kein Bruder. Wer aber dieses beides hat, daß er den Glauben an Jesum in reinem Gewissen bewahre, der soll es auf keine Weise dahin bringen, wenn er schon sektierisch, fanatisch oder sonst mangelhaft in Meinungen ist, daß man ihn unter uns geringschätzt oder, da er sich von uns trennt, sogleich wieder verlasse, sondern man soll ihm nachgehen mit Liebe, Geduld und Sanftmut vertragen und verschonen. Wer aber von obigen beiden Stücken zwar nicht abgethet, aber doch nicht beharrlich darinnen wandelt, soll für einen Lahmen und Strauchelnden geachtet, doch mit Sanftmut zurechtgewiesen werden.

4. Solange man sieht, daß kein Handwerk daraus wird, ist es gut, daß gewisse Tage bei der Gemeine überhaupt in sonderlichem Andenken der Treue Gottes mit Fasten und Beten oder Dank und Verherrlichung des Herrn zugebracht werden, sonderlich der Tag des Ausgangs der ersten Brüder, der 12. Mai, an welchem viel Taten unter uns in verschiedenen Jahren geschehen sind, und daß ein jeglicher die Tage, so ihm besonders merkwürdig sind, mit seinen vertrauten Brüdern dem Herrn opfert.

5. Die sich das Kirchenwesen nach der Freiheit mit gefallen lassen, haben billig die Ursachen und daß die menschlichen Satzungen nicht sowohl approbieret, als in Demut aus Liebe und Gehorsam nach der christlichen Freiheit gebraucht werden, bis der Herr selbst eine Änderung mache, bei Gelegenheit anzuzeigen. In dem aber, was unter uns dermaleinst könnte geordnet werden, soll Einfalt und Erbauung gesucht werden.

6. Welcher an anderen Orten der Beichte nicht gewohnt oder dem solche anstößig ist, soll in Berthelsdorf von Herrschafts wegen dazu nicht genötigt werden. Keiner aber soll, Unordnung und Leichtsinigkeit zu verhüten, zum Abendmahl kommen, wenn ihn der Lehrer in Berthelsdorf nicht genugsam kennt.

7. Keiner soll sich mit offenbar gottlosen und verkehrten oder weltgesinnten Leuten in vertraulichen Umgang zum Anstoß anderer einlassen, jedoch denselben nach aller Möglichkeit billig und treuherzig begegnen und sich gegen dieselbe in keine Heftigkeit bringen lassen.

8. Ein jeglicher soll sich befleißigen, den rechten gemeinschaftlichen Grund der lebendigen Lehre zu fassen, darauf wir gebauet sind, damit wir den Widersachern mit Bescheidenheit und Weisheit in der Kraft antworten können, und ein jeglicher vor den andern stehen.

9. Wenn sich bei Seelen was Gutes zeigt, so soll man sich mit frühzeitigem Urteil an ihnen nicht vergehen, vielmehr danken, Geduld haben, auf die Frucht warten und ihnen auf alle ersinnliche Weise die Hand bieten.

10. Überhaupt soll das verwegene Richten seines Nächsten ohne augenscheinlichen Beweis und ohne vorhergehenden Gebrauch aller Graden unter uns ein Greuel und ein jeder berechtigt sein, den andern darüber zu bestrafen.

11. Vorsteher, Älteste und andere, so sich mit Gewinn und Führung der Seelen zu tun machen, sollen deswegen in keinen Verdacht kommen, wenn sie mit diesem oder jenem oft umgehen und vieles besonders reden.

12. Weil der meisten gegenwärtigen Einwohner Hauptzweck die Gewinnung der Seelen zu Christo ist, so soll in Herrnhut jedwedem freistehen, mit einem zu Zeiten mehr oder vertraulicher als mit dem andern umzugehen und hierinnen nach Beschaffenheit der Umstände zu ändern, wenn es nicht um Beleidigung willen geschieht. Zwischen ledigen Manns- und Weibspersonen soll der vertrauliche Umgang nicht schlechterdings erlaubt sein; vielmehr haben die Ältesten Macht, solchen zu hemmen, sobald sie die

geringste Bedenklichkeit dabei haben, er habe auch so guten Zweck, als er wolle.

13. Neid, Verdacht und unzeitiges Ärgernis an den Brüdern soll sehr ernstlich vermieden werden. Sonderlich da jedweder frei hat, den Umgang des andern zu suchen, soll keiner darüber verdrießlich sein, wenn ein anderer mehr mit den Ältesten bekannt zu sein scheint.

14. Von Gott und von göttlichen Dingen soll um der Schwachen willen nicht leichthin, sondern mit großer Ehrerbietung gesprochen werden.

15. Die Brüder sollen nach Art der ersten Gemeinde einander alles zu Liebe tun in der Freiheit, was nur möglich ist; ja über Vermögen sollen sie selbst willig dazu sein. Allen andern Menschen sollen sie tun, wie sie gegen sich selbst gern gehandelt sähen.

16. Die Gabe dazu empfangen haben, sollen reden, die andern aber richten.

17. Wer sich am besten zum andern schickt, der mag ohne Bedenken mit demselben vorzüglich umgehen, sich im Gebet vereinigen, und was die besondere Gemeinschaft mit sich bringt; nur daß die herzliche Bruderliebe gegen die übrigen nicht aus der Acht gelassen werde. Ja, es ist eine Pflicht, daß, die einander besonders kennen, in der Lehre, Ermahnung, Bestrafung, Trost, Entschuldigung und ganzen Haushaltung des Geistes einander die Hand reichen.

18. Kein Bruder soll ohne Vorbewußt der andern zünftig werden. Hingegen soll auch keine Hantierung unter uns an und für sich selbst unehrlich geachtet werden.

19. Keiner soll seinem Nächsten die geringste Überlast tun, viel weniger ihn hintergehen.

20. Keine Ehe soll ohne Vorbewußt der Ältesten beschlossen, noch ein Verlöbniß ohne ihre Gegenwart oder Genehmigung gültig sein.

21. Kein Sohn soll den Vater oder die Mutter aus dem Hause und Brote heißen, solange sie bei ihm bleiben und in der Stille ihr Wesen schaffen wollen.

22. Aller Aberglauben und Zeichendeutung soll aus

Herrnhut verbannt sein, und soll dergleichen Märlein von Geistern, Ahnden, Vorbedeutungen, Totenvogel, Beobachtungen bei Kindbetterinnen u. dgl. vor eine schädliche Narrheit geachtet werden.

23. Weil täglich gewisse Personen Erweckung brauchen, so soll täglich Gelegenheit dazu in Herrnhut gemacht werden, dabei aber zu erscheinen, wenn nicht die ganze Gemeinde zusammengerufen ist, niemand genötigt werden.

24. Wenn jemand fehlt, soll er sich's vor keine Schande achten, deswegen vorgefordert, ermahnet und bestrafet zu werden. Solches soll er in Liebe und Demut annehmen, nicht widersprechen oder sich gar deswegen der Gemeinschaft entziehen. Auch soll darüber keiner, dem es nicht anbefohlen, urteilen und richten oder Gespräche davon anstellen.

25. Wer einem gegen andere etwas nachredet, das er nicht beweisen kann, der soll gehalten sein, den Grund seiner Rede den Ältesten darzutun, sodann aber bei Gelegenheit, was er ausgesprochen, widerrufen, es klage gleich der Beleidigte oder nicht.

26. Wenn in öffentlicher Gesellschaft von andern nachteilig gesprochen wird, welches ohnedem ohne die gegründete Ursach nicht geschehen darf, so soll ein jeder Macht haben, demjenigen, von dem geredet ist, solches wiederzusagen, jedoch ohne Benennung des Beleidigers.

27. Es sollen sich gewisse Brüder in Verleugnung aus Liebe dargeben, die mit Krank- oder Schwachheit befallenen Mitglieder zu besuchen, ihre Pfleg und Wartung zu besorgen und nach Gelegenheit selbst zu verrichten. Es soll auch, solange ihnen Gott einen Arzt gönnet, der ein Bruder ist, ein jeder Einwohner von Herrnhut, der sich unserer Krankenwartung und Vorsorge bedienen will, seine Schwachheiten und Zufälle ihm, ehe er einen andern um Rat fragt, bald anfangs melden und seinem treuen Rat folgen, kein andrer aber, der das Werk nicht versteht, durch verwegene Kuren sich an seines Nächsten Leibe vergreifen.

28. Die Kranken sollen den Krankenwärtern beiderlei

Geschlechts bald anfänglich angezeigt, und was der Arzt und sie alsdenn verordnen werden, sowohl von dem Kranken aus Gehorsam, als von denen, die um ihn sind, aus Liebe wohl in acht genommen werden.

29. Was einem vertraut oder was man gehört hat und einem nicht erlaubt worden, es wiederzusagen, soll ein jeder sorgfältig verschweigen. Keiner soll auch vertrauten Geheimnissen leichthin Gehör und Glauben geben.

30. Keiner soll dem andern etwas nachtragen, sondern ihn sogleich (Herrschaft und Lehrer nicht ausgeschlossen) freundlich und geziemend entweder selbst oder durch andere über die anstößige Sache erinnern. Zusammengesparte Klagen sollen nicht einmal angehört, Zänkereien aber, Mißgunst und eigenwillige Trennungen von allen verabscheut und, die daran schuld sind, nach denen gebrauchten Graden als Heiden angesehen werden.

31. Ein Handwerksmann und Künstler soll sein Wort auf den Tag halten oder wenigstens ein oder zwei Tage vorher die Ursach, warum er's nicht halten kann, dem Besteller anzeigen.

32. Alle rechtliche Erkenntnis, soviel die mit diesen Statuten übereinkommenden Brüder betrifft, soll sich auf die klaren Gebote Gottes, auf diese Statuten und auf die natürliche Billigkeit gründen.

33. Es soll alles mit freundlicher Bestrafung versucht, wer aber sich damit nicht gewinnen läßt, den Ort zu meiden angehalten werden.

34. Alle Sonnabend soll von den Ältesten eine Konferenz gehalten werden, und wer dazu gefordert wird, unwidersprechlich erscheinen oder, da er zweimal ungehorsamlich ausbleibt oder sich widerspenstig erzeigt, den Ort säumen.

35. Bei dem Wachen sollen die Brüder der Gemeinde zur Aufmunterung einen erbaulichen Vers aus einem Liede mit lauter Stimme absingen.

36. Alle die einfältigen Lehren, Exempel oder Regeln Jesu und seiner Apostel sollen die besondere und allgemeine Regel unsrer Lehre und Ermahnung sein.

37. Wer in beharrlicher offener Unlauterkeit und beweislichem leichtsinnigem Wesen wandelt und deshalb solange ermahnet ist, daß ihm ohne Anstoß nicht länger zuzusehen, der soll vor denen Ältesten mit Ernst gebunden, von den Brüdern ausgetan und nicht eher in die Liebesvereinigung eingenommen werden, er habe denn seiner wahren Änderung sattsame Proben gegeben.

38. Alle Kinder in Herrnhut, welche sich zu Christo bekennen werden, sollen konfirmiert und ihnen sodann diese Statuten zur Überlegung gegeben werden.

39. Keine Oberkeit, kein Lehrer, Ältester oder Vorsteher, oder der in einigem Stück über die andern gesetzt ist, soll sich seiner Gewalt auf andere Art bedienen, als daß er einen Gehilfen ihrer Freude und Seligkeit und einen sorgfältigen Helfer in ihren Leiden, Trübsalen oder Mangelhaftigkeit abgebe.

40. Die sämtlichen Gott liebenden Gemüter sollen in der Gemeinschaft und herzlichem Umgange mit andern ihresgleichen keinen ausnehmen. Da sie es aber gern alle täten, sollen sie sich gegen die Ältesten erklären, daß es aus keinen andern Absichten als um ihres selbsteigenen Nutzens willen, aus unverarglichen Ursachen geschehe, da denn die andern ihrer schonen sollen.

41. Es soll einem jeden freistehen, den andern in Liebe zu erinnern und zu bestrafen, er habe gleich Grund dazu oder nicht. Es soll aber dergleichen mit großer Bescheidenheit geschehen, und solange einer in Heftigkeit ist, darf ihn der andre nicht anhören. Auch müssen wir mit des andern Entschuldigung entweder zufrieden sein oder andre Brüder dazunehmen.

42. Wenn wir Verfolgungen erleiden sollten, so soll ein jeglicher wohl bedenken, daß solches teure und hochnützliche Übungen sind; die solche ausüben, lieben, ehrerbietig begegnen, auf alle Fragen bescheidenlich und einfältig antworten und mit getrostem Wesen in alles, was ihm begegnet, laut seines Bekenntnisses eingehen.

Literatur

Aus der Fülle der Literatur über Zinzendorf und die Brüdergemeine werden hier nur die wichtigsten und greifbaren Arbeiten genannt:

Walther Baudert: Das Geheimnis der Gemeinde (Verlag Ludwig Appel, Hamburg, 1952).

Stephan Hirzel: Der Graf und die Brüder (Luther-Verlag, Witten, 1950).

Hans Wildekinde Jannasch: Herrnhuter Miniaturen (Heliand-Verlag, Lüneburg, 1947).

Gerhard Meyer: Zinzendorf (Verlag Ludwig Appel, Hamburg, 1950).

Heinz Renkewitz: Zinzendorf (Missionsbuchhandlung, Herrnhut, 1939).

Heinz Renkewitz: Die Brüdergemeine, ihr Auftrag und ihre Gestalt (Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart, 1949).

Heinz Renkewitz: Zinzendorfs Wort an uns heute (Verlag Ludwig Appel, Hamburg, 1952).

Heinz Renkewitz: Die Losungen. Entstehung und Geschichte eines Andachtsbuches (Verlag Friedrich Wittig, Hamburg, 1952).

Hans Urner: Pietismus (Freizeiten-Verlag, Gladbeck, 1952).

Otto Uttendörfer: Zinzendorf und die Mystik (Christl. Zeitschriften-Verlag, Berlin, 1951).

Walther Zilz: Schüler der ewigen Gnade. 200 Strophen aus Liedern des Grafen Zinzendorf (Brunnen-Verlag, Gießen, 1954).

Die Freunde des Bildbandes seien auf den Filmstreifen „Graf Zinzendorf, ein Herold der Jesusliebe“ hingewiesen, der in der Eichenkreuz-Bildkammer, Kassel-Wilhelmshöhe, herausgegeben wurde, vom Verfasser des vorliegenden Lebensbildes zusammengestellt und mit Begleittext versehen.

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände (In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodelschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Durand, M. (162)
Dürer, A. (170)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Fliedner, Th. (163/164)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Gurland, R. (156)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Klepper, J. (165/166)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Lohmann, E. (157)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Moody, D. L. (48)
Mott, J. R. (159/160)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabal, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Schröder, R. A. (167/168)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stehmann, S. (169)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tholuck, A. (158)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Wolke, F. (171)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zink, E. (161)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,20; Doppelnummer DM 2,80

NICOLAUS LUDWIG ZINZENDORF (1700–1760) war ein gottgesegneter Mann, dessen Leben sich verzehrte im Dienste Christi. Durch die Gründung der Brüdergemeine in Herrnhut und die Herrnhuter Losungen ist sein Name in aller Welt bekannt geworden. Zinzendorf, der letzte Nachfahre eines uralten österreichischen Adelsgeschlechts, hatte zunächst Jura studiert und war für die Beamtenlaufbahn bestimmt. Da trat ihm Christus in den Weg. Unter dem tiefen Eindruck eines Bildes des Gekreuzigten mit der Unterschrift „Das tat ich für dich – was tust du für mich?“ faßte er den Entschluß, fortan dem Heiland nachzufolgen und zu dienen. Der inzwischen verheiratete junge Hofrat in Dresden verließ diese prunkvolle Stadt des Lasters und ging mit seiner Frau in die Lausitz, um dort am Hütberg im Kreis von Brüdern, die um ihres Glaubens willen aus ihrer böhmischen Heimat vertrieben worden waren, ein neues Leben zu beginnen. Das war der Anfang der Brüdergemeine, eines gesegneten Reichgotteswerkes, dessen Sendboten noch heute in den entlegensten Teilen der Erde das Evangelium von Jesus Christus verkündigen. Möge dieses Lebensbild dazu helfen, die erkaltete Liebe unserer Herzen neu zu wecken und die wahrhaftigen Quellen alles Lebens und Dienens aufzuzeigen: Glaube, Hoffnung, Liebe!